

3. September 1918

## MAX SCHIPPEL · BRENTANO ÜBER FREIHANDEL UND FRIEDEN



BRENTANOS neueste Verteidigung seines Kathedersozialismus, die zugleich eine Art Rückblick auf seine ganze wissenschaftliche und politische Lebenstätigkeit darstellt<sup>1)</sup>, ist von unserer gesamten Parteipresse mit Recht überaus anerkennend hervorgehoben worden. Zum Teil ist nur ein altes Unrecht damit wieder nach Möglichkeit ausgeglichen.

Denn als der heute mehr als 70jährige Publizist mit dem ganzen Eifer und Selbstbewußtsein der Jugend für die gewerkschaftlichen Selbsthilfeorganisationen der Arbeiter, für freies Koalitionsrecht und Kassenwesen einzutreten begann (und alle seine späteren Bemühungen für die Entwicklung von kollektiven Arbeitsverträgen, von Schlichtungsinstanzen, ebenso wie gegen den Paternalismus des Großunternehmertums mit seinen Wohlfahrtseinrichtungen und Bevormundungsansprüchen bilden nur eine folgerichtige Fortsetzung jenes Erstlingsstrebens), da überschütteten ihn die sozialdemokratischen Wortführer in Presse und Versammlung nach Kräften mit Spott und Hohn. Teils weil sie den Gedanken an eine bereits in der kapitalistischen Gegenwart mögliche planmäßige Hebung des Lohns überhaupt nicht aufkommen lassen wollten, teils weil sie ein englisches Organisationsvorbild in keinerlei Beziehung gelten ließen und nur in der ausgesprochensten *revolutionären Rekrutenschule*, ohne Bepackung mit im Grunde doch hoffnungslosen praktischen Nebenaufgaben, das alleinige Heil erblickten: selbst die Ablehnung des an sich natürlichern Namens Gewerkverein sollte nach außen deutlich bekunden, wie wenig man von Kassensimpelei und Selbsthilfevertrauen angekränkt war. So wurden wir alle an der Wende der siebziger und achtziger Jahre geistig aufgezogen, und lieber bewunderten wir ganz und halb reaktionäre Staatssozialisten wie Rudolf Meyer und den Geheimrat Wagener, gelegentlich auch schon Bismarck, ehe wir durch irgendwelche Anerkennung des scheinreformerischen Sozialliberalismus uns bloßstellten.

Erst die wirkliche deutsche Gewerkschaftsbewegung und Gewerkschaftserfahrung schuf hier mit der Zeit einen anders aufnahmefähigen Boden, wie dies vor allem der Eindruck der späteren Werke Sidney Webbs beweist.

<sup>1)</sup> Siehe Brentano Ist das System Brentano zusammengebrochen? /Berlin 1918/; die zitierten Stellen auf Seite 48, 52, 40, 72, 60, 64, 58.

Wenn damit auch unwillkürlich und fast unmerkbar das Verhältnis zu Brentano selber allmählich ein anderes wurde, so kann der verdienstvolle Gelehrte auch nach der Seite der sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Arbeiter heute am Beginn seines Lebensabends mit verständlicher Genugtuung von einer Rechtfertigung seines »Systems« sprechen. Ohne eine stark subjektive Färbung ist freilich seine Darstellung der vergangenen siebziger und achtziger Jahre, besonders der Anfänge der deutschen Arbeiterversicherung nicht geblieben. Weder seine eigene Beteiligung noch die Strömungen in den Kreisen der Regierung und der Unternehmer sieht er hier meines Erachtens immer in richtigem Licht und Zusammenhang. Vielleicht lohnt es in ruhigerer Zeit einmal diesen fesselnden Zeitraum des Umschlags aus dem alten manchesterlichen Liberalismus in die verschiedenen Schattierungen der Sozialreformpolitik in seinen Einzelheiten wie in seinen allgemeineren Umrissen zu schildern.

Weniger glücklich und stellenweise sogar sehr unglücklich ist dagegen Brentano in der abermaligen Begründung und Darlegung seines handelspolitischen Standpunkts und Wirkens.



UNÄCHST erscheint die eigene subjektive Rolle hier allzu einheitlich. Denn es gab, noch lange nach dem Übergang Deutschlands zum Schutzzoll, Jahre, wo Brentano, lebhaft und bestimmt wie immer, ein *Mitteleuropa* keineswegs als unerträgliche handelsfeindselige Herausforderung gegen die ganze Welt der Außenseiter verwarf sondern es, unter energisch verlangter Erhöhung der deutschen Agrarzölle, selber vertrat<sup>2)</sup>, und wo er die Kartelle, die »zu ihrem sichern Wirken des Schutzzollsystems unentbehrlich bedürfen«, keineswegs als Auswuchs der Sonderinteressen behandelte sondern sie bei jeder Gelegenheit und vor jedem Leser- und Hörerkreis befürwortete, weil sie die grundlegend nötige Anpassung der Produktion an den Weltmarkt ermöglichten und »damit das Haupthindernis einer energischen Hebung der Lage der Arbeiterklasse beseitigten«:

»Eben das Schutzzollsystem gibt dem Staate die wirksamste Waffe in die Hand. Jede ernsthafte Drohung mit einer Zollreduktion dürfte ausreichen, um alle Mißbräuche zu beseitigen.«<sup>3)</sup>

Von einem einheitlichen handelspolitischen System Brentano ist also kaum zu sprechen. Nun kann man selbstverständlich umlernen. Man soll es sogar, wenn reichere und neuartige Erfahrungen genügenden Anstoß dazu bieten. Aber verwunderlich bleibt es, wenn man später gar nichts mehr von der reichen Vielgestaltigkeit und geschichtlichen Wandelbarkeit eines Problems wissen will, dem man selber früher ganz andere wirtschaftliche und soziale Wesenszüge zusprach.

Aber auch die rein sachlichen Beweisführungen und Einwände werden den verwickelten Eigenheiten des bedeutungsvollen wirtschaftspolitischen Gebiets in keiner Weise gerecht. Mitunter hat man das peinliche Gefühl, daß sich Brentano hier auf einem ihm innerlich recht fremden Boden bewegt.

<sup>2)</sup> Siehe Brentano Über eine zukünftige Handelspolitik des Deutschen Reichs, in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 1885, IX, Seite 1 ff. Unter anderem wir hier auf Seite 21 gefordert: »Erhöhung der Zölle für landwirtschaftliche Produkte, so wie es die Erhaltung unserer Landwirtschaft notwendig macht . . . , zollpolitische Einigung mit Österreich-Ungarn und den christlichen Balkanstaaten und Abschließung dieses Zollgebiets durch hohe Schutzzölle auf landwirtschaftliche und industrielle Produkte.«

<sup>3)</sup> Siehe Brentano Über die Ursachen der heutigen sozialen Not /Leipzig 1889/, Seite 26 f.

Mit einer Art Triumphgefühl wird beispielsweise immer von neuem vorge-  
tragen, daß alle deutschen Zölle keine »sich selbst genügende deutsche  
Volkswirtschaft« zu schaffen vermochten, daß die umfassendste »Verflech-  
tung in die Weltwirtschaft« nicht zu vermeiden gewesen sei, daß wir sogar  
unsere bisherige Ernte nur mittels der jährlichen Mehreinfuhr von rund  
3 Millionen Tonnen ausländischer Düngemittel und  $\frac{1}{2}$  Million ausländischer  
Arbeiter erzeugen und in die Scheunen bringen konnten. Das mag den vor-  
lauten Ankündigungen manches Schutzzollhausierburschen widersprechen,  
ähnlich wie die Voraussagen mancher Freihandelsagitatoren in ebenso zwei-  
felloser wie irriger Weise dahin gingen, daß durch den Freihandel England  
sich für immer zur gipfelnden alleinigen Werkstätte der Welt erheben müsse,  
neben und über einer hilflos zurückbleibenden Umwelt von agrarischen Lie-  
ferstaaten. Was wird in der Agitation nicht alles gesagt! Aber ein bestehen-  
des und in gewissen festen Bahnen bleibendes und fortschreitendes politisches  
System wird dadurch wahrhaftig nicht charakterisiert, wenigstens nicht nach  
seinen objektiven Entstehungsursachen, Fortentwicklungsbedingungen und  
Endwirkungen, denen sich die wirtschaftswissenschaftliche Betrachtung, der  
jede parteiische Stimmungsmache fernliegen muß, in erster Linie zuzuwenden  
hätte. Und wo ist hier, in der handelspolitischen Wirklichkeit, nicht Wortem-  
macherei, das angeblich gescheiterte, so gut wie ausnahmslose Abschließungs-  
streben (im Brentanoschen Sinn) jemals zum gesetzgeberischen Ausdruck  
oder auch nur zu maßgebender Unterstützung gelangt? Gerade die von ihm  
gewählten Beispiele hätten Brentano stutzig machen sollen. Denn alle aus-  
ländischen künstlichen Düngemittel, Guano und sonstiger tierischer Dünger,  
Knochenmehl, Thomasphosphatmehl, Superphosphate und ähnliches, gehen  
nach Zolltarif wie nach Handelsverträgen vollkommen zollfrei ein. Also hat  
doch wohl das herrschende System niemals an ihre Entbehrlichkeit oder gar  
Absperrung gedacht; es hat sie, unter der Form der Zollfreiheit, also ins-  
oweit des Freihandels, sogar bedenkenlos und wohlbeabsichtigt willkommen  
geheißt. Ebenso blieb für die ausländische Ware Arbeitskraft, um marxist-  
isch zu reden, bisher in Deutschland der Freihandel stets unerschüttert.  
Es wäre auch mehr als sonderbar, wenn das herrschende System hier Ab-  
sperrungsgelüste verspüren sollte. Solche *nationalen* Anläufe und Selbst-  
genügsamkeitsanwandlungen regen sich höchstens in der *internationalen* Ar-  
beiterklasse: in Deutschland naturgemäß noch sehr wenig, in den kolonialen  
und halbkolonialen Ländern der Massenein- und -zuwanderung schon längst  
und seitdem ununterbrochen mit unwiderstehlichster Elementarkraft.<sup>4)</sup> Fast  
die ganze mühsame Statistik, die Brentano im Anhang zum Beweis der fort-  
bestehenden Einfuhrbedürftigkeit des zöllnerischen Deutschlands beibringt,  
hätte ruhig unterbleiben können; denn die weitaus meisten (ganze Seiten hin-  
durch ausnahmslos alle) hier verzeichneten Waren mit mehr Einfuhr als Aus-  
fuhr sind, was Brentano ganz zu entgehen scheint, vom herrschenden System  
selber vorbehaltlos, schon im Zolltarif, nicht bloß in Handelsverträgen, mit  
unumschränkter Zollfreiheit ausgestattet, sie werden in keiner Weise zoll-  
belastet. Ihre Einfuhrnotwendigkeit ist also überhaupt nicht bestritten son-  
dern offiziell von vornherein, durch das Unterbleiben jeder Zollhemmung,  
anerkannt. Ihre Einfuhr ist offiziell sogar in jeder Weise gefördert, denn  
durch mehr als Zollfreiheit kann auch ein grundsätzlicher Nichtsalsfreihänd-

<sup>4)</sup> Siehe Schippel Die fremden Arbeitskräfte und die Gesetzgebung der verschiedenen Länder, Denk-  
schrift für den internationalen Sozialistenkongreß 1907 /Stuttgart 1907/.

ler die Verflechtung in das Weltwirtschafts-ganze nicht erstreben, die, wie man sieht, den bestehenden Schutzzollsystemen durchaus nicht fremd ist<sup>5)</sup>, selbst wenn einige, insoweit tatsächlich belanglose Mitläufer und Vorkämpfer dagegen blind sein sollten. Das herrschende Schutzzollsystem und jede halbwegs klare handelspolitische Schutztheorie bestreitet nur, daß unter allen Umständen und für alle Warenzweige die freie internationale Konkurrenz, das internationale *laissez faire*, die gegenwärtig und auf die Dauer beste nationale und internationale Gestaltung der Produktivkräfte verbürge (zum mindestens theoretisch-logisch heute natürlich auch die Ware Arbeitskraft dabei eingeschlossen), während der grundsätzliche Freihandel jede Konkurrenz-einschränkung nach dieser internationalen Seite als geistige Rückständigkeit und gemeinschädliches Sonderinteresse (auch der Arbeiter bei jeder irgendwie hemmenden Einwanderungspolitik) zurückweist.



OLLKOMMEN daneben zielt Brentano weiter, wenn er hinter allen Durchbrechungen des Freihandelsprinzips den »Grundgedanken« lauern sieht »mit Gewalt und List das Aufblühen konkurrierender Volkswirtschaften hindern zu wollen«, woran sich dann ganz folgerichtig scharf zugespitzte Ausführungen über den unlösbaren Zusammenhang zwischen dem neuern Merkantilismus und der heutigen Völkerzerfleischung anschließen.

Aber eine Überspannung des nationalen Eigennutzes kann sich sowohl freihändlerisch wie protektionistisch betätigen. Oder meint Brentano, daß man einem wirtschaftlich jüngern, unreifern Volk niemals gegen seinen Willen und gegen seine wohlverstandenen Interessen den Freihandel aufzwingen könne und niemals aufgezwungen habe? Wenn das bereits freihändlerische England Japan und China und noch manchem andern Staat die protektionistische Entschließungsfreiheit aus der Hand schlug, wenn es der Türkei bis zum Weltkrieg die freie Bewegung in der Zollpolitik verweigerte, hinderte es, immer unter dem Banner der Freihandelsausbreitung, der Zollabschreckung und Zollverhütung, zu seinem Teil nicht gleichfalls mit »Gewalt und List« das »Aufblühen« anderer? Und wiederum, wenn die bessergestellten, eine höhere Lebenshaltung und deshalb höhere Löhne gewöhnten Arbeiter Australiens, der Vereinigten Staaten, Canadas, Südafrikas nicht jede internationale Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt gutheißen und (oft unter merkwürdigen rechtlichen, hygienischen und bildungspolitischen Verkleidungen) Schranken gegen außen aufrichten, die zuweilen, wie bei den Kopf- und Jahressteuern gegen die Chinesen, selbst rein äußerlich den höchstgeschraubten Warenzöllen entsprechen: sind solche protektionistischen Regungen (von der Zweckmäßigkeit der jederzeit strittigen praktisch-politischen Einzelausgestaltung hier natürlich abgesehen) einfach damit abzutun, daß sie in den Auswanderungsländern keine allzu freundlichen Gefühle zu wecken versprechen? Sind die wichtigsten deutschen Agrarzölle entstanden als Abwehr (einerseits gegen eine plötzlich hereinbrechende Konkurrenz der auf riesenhaften kolonialen Landverschenkungen, also in gewissem Sinn auf ganz ungeheuren Staatsubventionen beruhenden überseeisch-kolonialen Produktion, andererseits gegen eine ganz anormale Hungerkonkurrenz halbversklavter Bauern) oder aus einer ganz unvermittelt einer Art geistiger Selbstzeugung

<sup>5)</sup> Ausführliche statistische Darlegungen über die weiten Gebiete der Zollfreiheit in den deutschen, amerikanischen, australischen Zollsystemen in Sch i p p e l Die Praxis der Handelspolitik, Berlin 1917, Seite 41 ff.

und einem perversen Schädigungsdrang entspringenden Absicht mit staatlicher »Gewalt und List« dem »Aufblühen« der amerikanischen und russischen Landwirtschaft ein Ende zu bereiten?

Wenn man alle neuzeitlichen Staatseingriffe in den freien internationalen Warenwettbewerb, also allen Nichtfreihandel, auf solche perverse Lust zu schnödem, sinnlosem Völkerüberfall zurückführen wollte, hieße das nicht die schlechteste politische Kolportagesensationsmacherei an die Stelle der ruhig parteilosen wissenschaftlichen Analyse setzen? Und umgekehrt: Kann der weltfremdeste Köhlerglaube an die vorherbestimmte lückenlose internationale Interessenharmonie der Völker so grenzenlos weit gehen, daß die Sicherheit gegen das eigene Interesse zu verstoßen bei einer Maßnahme schon dann hinreichend gegeben scheint, wenn irgendein anderes Volk den Schritt unliebsam empfindet? Wenn unbestreitbar etwas Wahres an der freihändlerischen, von Brentano immer wieder geflissentlich unterstrichenen Behauptung ist, daß die wirtschaftliche Förderung oder Schädigung des einen handelspolitisch beteiligten Partners auch ein Gewinn oder Verlust des andern Teils ist, ergibt dies glattweg die Folgerung, daß man im Eindruck auf das andere Volk einfach die Wirkung auf das eigene Gedeihen ablesen kann? Der zielbewußte Manchestermann entpuppt sich schließlich als ein etwas sonderbarer Heiliger. Für die innere Wirtschaftspolitik hält er es mit der alten individualistischen These: Wahre nur dein Selbstinteresse, so förderst du ganz unwillkürlich und zwar am denkbar besten das Gemeinwohl und die Gesamtwirtschaft. In der äußern Politik möchte er den Spieß vollständig umgedreht und den Satz verkündet sehen: Erringe nur das Wohlgefallen anderer, und du hast deine eigene Wohlfahrt zweifellos am nachdrücklichsten gewahrt. Aber selbst bei einer solchen allseitigen letzten Übereinstimmung ginge man doch wohl am besten a priori von den eigenen Interessen aus, weil man dafür gewöhnlich scharfsichtiger ist, und überließe die Freude der nachträglichen Zustimmung und Mitbeglücktheit dem andern Teil.

**D**ASS die Zusammenhänge zwischen Freihandel und Staatenharmonie, zwischen Protektionismus und Völkerentzweiung keineswegs so zweifelsfrei liegen, muß übrigens die Brentanosche Streitschrift mehrfach mittelbar zugestehen. So beim Eingehen auf die Wirkungen, die der mütterländische Freihandel auf die englischen Kolonien geübt haben soll (denn ganz richtig ist das Bild kaum gezeichnet):

»Es war eine selbstverständliche Folge des Übergangs Großbritanniens zum Freihandel gewesen, daß es seine Kolonien der Verpflichtung im Mutterland zu kaufen und dorthin zu verkaufen entbunden hat. Eine jede Kolonie sollte fortan ihre Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken gestalten, auch ihre Handelspolitik. Eine jede Kolonie galt dem Mutterland fortan handelspolitisch als fremdes Land. . . Aber die Kolonien selbst . . . nahmen es übel vom Mutterland als Fremde behandelt zu werden. Sie sahen in dem Recht ihre Angelegenheiten völlig unabhängig von diesem zu ordnen keinen Ersatz für den Verlust, den sie durch den Wegfall ihrer frühern Vorzugsstellung auf dem englischen Markte erlitten hatten; und gegen die völlige politische Loslösung sprach die Erwägung, daß sie dann selbst die Kosten ihrer Verteidigung tragen mußten. Sie dachten also gar nicht an Abfall vom Mutterlande, fühlten sich aber gekränkt, daß dieses auf ihre Interessen so wenig Rücksicht nehme. Die Folge war die Entstehung einer Schutzzollbewegung in den Kolonien.«

Man kann nur staunen, daß Brentano hier gar nicht bemerkt, wie dieses »Übelnehmen«, noch dazu seitens politisch und kulturell so nahestehender

Gemeinwesen, ihr daraus wesentlich mit hergeleiteter Übergang zum Schutzzoll, das heißt nach Brentano zur handelspolitischen Feindseligkeit, gegen das Mutterland wie gegen die sonstige Außenwelt, rettungslos die ganze grundlegende Anschauung seines handelspolitischen Glaubensbekenntnisses umwirft. Denn was England durchführte, und was die Kolonien angeblich erbitterte, das ist eben der Freihandel und weiter nichts als der Freihandel. Die Kolonie galt dem Mutterland fortan handelspolitisch als fremdes Land? Aber doch nur, weil die Ware jedes Auslandsstaats fortan der heimisch-englischen Ware in allen Wettbewerbsbeziehungen gleichgestellt wurde. Der deutsche oder russische Ostseeweizen stand nach dem englischen Zollzusammenbruch dem englischen Weizen gleich: das höchste Zugeständnis, das versöhnend der Internationalität dargebracht werden kann. Mehr als diese Gleichstellung mit dem eigenen englischen Erzeugnis konnte nunmehr in England natürlich auch kein canadischer Weizen verlangen. Andererseits hätte jede Bevorzugung vor dem fremden Weizen die Preisgabe des englischen Freihandels und die Wiedereinführung von englischen Zöllen geheischt. Gerade und ausschließlich der Freihandel hätte sich danach als eine schlimme Drachensaat der Verfeindung, des »Übelnehmens« und der »Kränkung« entpuppt, noch dazu in unerwartet schlimmem Maß; denn: »Der seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der Handelspolitik eingetretene Umschwung . . . hat zuerst in England eingesetzt, nicht im Mutterland, aber in seinen Kolonien. . . Seit Beginn der siebziger Jahre hat sich die schutzzöllnerische, das heißt die fremdenfeindliche Gesinnung in den britischen Kolonien mehr und mehr verschärft. Sowohl Canada als auch Australien waren in den siebziger Jahren dazu übergegangen die wenigen Finanzzölle, die sie bis dahin gehabt hatten, beträchtlich zu erhöhen und durch Wertzölle auf andere Produkte zu ergänzen. Die damit betretene Bahn einer canadischen beziehungsweise australischen Schutzzollpolitik hatte sich sogar in erster Linie gegen das eigene Mutterland gerichtet.«

Die friedentiftende, harmonieschaffende oder vielmehr harmoniesichernde Mission des Freihandels scheint demnach doch nicht so wirksam zu sein und unter Umständen sogar in ihr Gegenteil umzuschlagen.



UM Teil sieht dies Brentano. Doch um es nicht unumwunden einräumen zu müssen, spielt er mit verblüffender Dialektik schließlich einen ganz andern Gedanken gegen seine und des Freihandels Kritiker aus:

»Wenn England 1860 auch alle Schutzzölle abgeschafft hat, in einem und zwar in einem entscheidenden Punkte ist selbst England nicht zum Freihandel übergegangen, in dem Verzicht auf die ausschließliche Herrschaft zur See. In glänzenden Ausführungen hatte Cobden verlangt, daß England in seinem eigenen Interesse den Anspruch auf diese fallen lasse. Er hat gezeigt, wie dieser Anspruch die übrigen Nationen zwingt nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit von England zu streben.«

Man kann Wahres und Falsches kaum bunter durcheinandermengen. Die Sorge um die Zufuhrbedrängnis im Fall eines Krieges mit England (ein Fall, den beim Neuemporkwachsen des Schutzzolls in den meisten Ländern kaum jemand voraussetzte) mag hier und da noch rascher und noch stärker als sonst ohnehin schon dazu angetrieben haben, um der größern Unabhängigkeit willen einzelne Produktionszweige zu schützen und als nationale Versorgungsgrundlage zu verbreitern. Bei Wahl- und parlamentarischen Parteikämpfen ließen sich Schutzzöllner als wirksamen Schlagler den Hinweis auf die besonderen Gefahren eines etwaigen Kriegszustands natürlich erst recht nicht entgehen, und daraus mag sich die maßlose Überschätzung der wirk-

lichen Bedeutung dieses handelspolitischen Anreizes einigermaßen erklären. Aber daß irgendwo in den Hauptstaaten des neuzeitlichen Protektionismus (man denke an die Vereinigten Staaten, an Japan, an Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn, Italien, Deutschland, Schweden usw.) die Handelspolitik in ihren entscheidenden Grundzügen sich nach solchen Gesichtspunkten geformt hätte, wird im Ernst niemand auch nur behaupten wollen. Alle durchschlagenden Erwägungen waren hier vielmehr stets den weltwirtschaftlichen Konkurrenzverhältnissen der Friedenszeit entnommen. Mit den allgemeinen großen weltwirtschaftlichen Verschiebungen (der Friedenszeit), die im Völkerleben wie Flut und Ebbe kommen, verschoben sich daher jedesmal auch unaufhaltsam die Handelssysteme der Völker. Nach den einzelnen Produktions- und Absatzumwälzungen (der Friedenszeit) wandelten sich die Zolltarife im einzelnen: man denke an das in allen wesentlichen Grundlinien und selbst in den Einzelschwankungen überraschend gleichartige Sichdurchsetzen des Agrarschutzes in Deutschland, Frankreich, Österreich-Ungarn und selbst Spanien und Portugal seit der Revolutionierung der internationalen Getreideproduktion und des Weltgetreidemarkts, also seit dem Ende der siebziger Jahre. Wenn man als ernster Beobachter dieses Spiel und Gegenpiel von ökonomischen Ursachen und Wirkungen, von unmittelbaren und mittelbaren ökonomischen Einflüssen verfolgt, wo bliebe für die wirklich wissenschaftliche handelspolitische Geschichtsschreibung die große Lücke, die, wie man nach Brentano vermuten müßte, nur durch ein ergänzendes, im Grunde das wichtigste Kapitel ausgefüllt werden könnte: die Wirkungen der englischen Seekriegspolitik und Flottenübermacht auf die Handelssysteme und Zolltarife in aller Welt? Sind Staaten, die von dem englischen Seemonopol nur Schutz und Vorteil erhoffen konnten (wie Australien, Canada, das neue Südafrika, neuerdings offensichtlich mehr und mehr Indien) nicht selber, je nach ihren dauernden Entwicklungsbedürfnissen und wechselnden Marktschmerzen, zum Schutzzoll übergegangen, nach Brentano sogar den übrigen protektionistischen Staaten vorangegangen?

Und wenn Brentano den englischen Freihandel so darstellt, als ob er innerlich zäh und unablässig zu einer notwendigen Ergänzung, zum Verzicht auf die überragende Seegeltung des Inselstaats gedrängt hätte, so ist das alles leere Buchweisheit und Papierverehrung: Cobden hat 1862 gesagt. . . Ja, ich habe hier an dieser Stelle schon im Jahr 1900 nachgewiesen, daß Cobden bald darauf, sobald schwererwiegende englische Interessen bedroht schienen, ebensogut das Gegenteil zu fordern wußte:

»Die Flotte ist die Lebenskraft der Nation, von ihrer Disziplin und Wirksamkeit hängt in letzter Linie der sichere Bestand der Nation ab. . . Nahrung und Subsistenz für fast die Hälfte [heute vier Fünftel] unserer Bevölkerung beziehen wir von fremdher; mehr als die Hälfte des Rohmaterials, das unsere Fabriken brauchen, ist fremden Ursprungs. . . Unsere Existenz hängt davon ab, daß unsere Seestraßen offen bleiben. . . Ja, wenn wir regiert würden im Interesse des Volkes und nicht einzelner großer Geschlechter, so würde sofort eine Revolution in unserer Wehrkraft zur See eintreten.«<sup>9)</sup>

Im Freihandel Cobdens verkörperte sich unbestreitbar zeitweise ein großes englisches Lebensinteresse. Aber eben, weil dieser Freihandel englisch war, englischnational trotz seinem kosmopolitischen Predigt- und Feiertagsgewand, konnte er wohl theoretisch mit der Abschaffung des britischen See-

<sup>9)</sup> Siehe Is e g r i m ( S c h i p p e l ) Brentano über Cobden und Flottenpolitik, in den Sozialistischen Monatsheften, 1900, Seite 91 und 90.

monopols liebäugeln: um so leichter, weil er sich zu seiner politischen Verwirklichung zunächst auf die führenden middle class-Reformer mit ihren vielerlei humanen und pazifistischen Neigungen stützte. Auf die wirkliche Politik Englands blieb dieses Liebäugeln und Augenemporschlagen, so ernst es zeitweise gemeint sein konnte, in jeder Beziehung einflußlos.

Es ist schon so, wie ich vor nunmehr beinahe 2 Jahrzehnten meinen (damals in der Partei kaum verstandenen, heute wahrscheinlich sehr verständlichen) Isegrimartikel schloß:

»Das Bild, das Brentano gezeichnet hat, bedarf der Korrekturen. Es sind nicht »zwei Arten von Engländern«, die als Gewaltverehrer und Gerechtigkeitsfanatiker mit einander ringen, sondern so ziemlich jeder Engländer hat (wenn man die übertriebene Wortfassung gebrauchen darf) heute seinen *Seeräuber* im Busen, wie jeder Preuße seinen Gendarmen. Selbst Cobden war unter Umständen weit davon entfernt; nur keinen Feind hereinzulassen.«

## LUDWIG QUESSEL · EDUARD DAVID UND DER BOLSCHEWISTISCHE SEPARATISMUS

**G**ERADE 3 Tage, nachdem der Staatssekretär des Reichskolonialamts in seiner nach London gerichteten Rede über unsere Ostpolitik Ausführungen gemacht hatte, die der englische Minister Lord Robert Cecil sich dahin auslegte: Solf habe »die nur zeitliche Natur« des Vertrags von Brest Litowsk hervorheben wollen, richtete Genosse Eduard David in einem Artikel lebhaftes Anklagen gegen Max Cohen und mich, weil wir in der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags schon lange, unabhängig von dem Gang der militärischen Operationen, die Ansicht vertreten hatten, jede ernsthafte Arbeit für die Sache des Friedens müßte mit einer Revision der Brester Politik beginnen.<sup>1)</sup> Daß jetzt der Staatssekretär Solf London gegenüber den bedingten Charakter jenes Vertrags, also auch die Möglichkeit ihn in weitgehendem Maß umzugestalten, betont (das kann doch nur der Sinn der Wendung sein, der Brester Frieden sei nur »ein Rahmen«, das Bild, das darin entstehen solle, sei »erst in seinen ersten Anfängen entworfen«; und daran können auch die mittlerweile bekanntgegebenen Zusatzverträge nichts ändern), ist für jeden, der selbständig zu urteilen vermag, ein Beweis dafür, daß die in jenem Vertrag zur Geltung kommende Randstaatenpolitik eines der ernstesten Hindernisse auf dem Weg zum Frieden ist. Meine Ansicht, daß es »jene Ostpolitik war und ist, die uns jeden Weg zum Frieden versperrt«, kann demnach wohl nicht ganz so »grotesk« sein, wie sie David hinstellen möchte. Hätte sich die Fraktion damals, als eine vorläufige Entscheidung getroffen wurde, zu jener »grotesken« Ansicht bekannt, so dürfte sie jetzt mit Recht für sich das Verdienst in Anspruch nehmen aus freier Überzeugung eine Politik vertreten zu haben, die, etwa durch äußere Ereignisse hervorgerufen, natürlich nicht die heilsame Einwirkung auf die Seele der gegen uns kämpfenden Völker zeitigen kann wie ein freiwilliges Bekenntnis zu ihr.

Zur Klarstellung des Gegensatzes, der zwischen der in den Sozialistischen Monatsheften vertretenen Auffassung und dem Genossen David in der Ostpolitik besteht, ist es notwendig zunächst einmal festzustellen, was David denn von denen, die in dem Frieden von Brest Litowsk ein Meisterstück

<sup>1)</sup> Siehe David Sozialdemokratie und Ostpolitik, in der Neuen Zeit, 1917-1918 II, Seite 481 ff.



ihrer Politik sehen, eigentlich trennt. Da ist vor allem festzustellen, daß David die Zerlegung der russischen föderativen Republik in 3 Teile (Randstaaten, Ukraine, Großrußland) grundsätzlich gebilligt hat. Was er an dieser Zerlegung auszusetzen hat, ist lediglich das, daß sie nicht in demokratischen sondern in obrigkeitlichen Formen vollzogen worden ist. Hätte man die Letten, Litauer, Polen und Ukrainer ordnungsgemäß darüber abstimmen lassen, ob sie hilflose Kleinstaaten bilden oder Glieder der großen russischen Föderativrepublik bleiben wollen, so wäre nach David alles in Ordnung gewesen. Ob David selbst daran glaubt, daß bei einem solchen Verfahren Lettland, Litauen und die Ukraine sich von dem freien Rußland losgesagt hätten, weiß ich nicht. Soviel steht aber fest, daß nicht nur im feindlichen sondern auch im neutralen Ausland überall die Überzeugung besteht, jene Länder hätten sich nicht für die Lostrennung von der russischen Republik entschieden. Es war nicht nur Abneigung gegen die Demokratie, wie David sich selbst und anderen einreden will, sondern die klare Erkenntnis, daß ein Referendum nicht gegen das freie Rußland ausgefallen wäre, was gegen die Volksabstimmung sprach. Selbst bei den Polen, bei denen die separatistischen Tendenzen am stärksten sind, wäre es zweifelhaft gewesen, ob sie sich für die Lostrennung von Rußland entschieden hätten. Von Finnland soll hier nicht gesprochen werden, weil dieses Land schon früher seine Eigenstaatlichkeit hatte und von Rechts wegen nur durch Personalunion mit Rußland verbunden sein sollte, welchen Zustand es nach der Revolution, wenn auch in anderen Formen, wiederherzustellen suchte.

In der Richtung seiner Ostpolitik stimmt David also vollkommen mit jenen *annexionistischen* Politikern überein, gegen die er gern einen dicken Trennungsstrich machen möchte, und die er daher mit dem irreführenden Namen der Alldeutschen belegt. (In Wahrheit haben die Alldeutschen vor jenen lediglich antirussisch gerichteten Politikern die Einsicht voraus, daß die eigentliche Gefahr der deutschen Zukunft nicht vom Osten sondern vom Angelsachsentum droht; wenn sie auch nicht konsequent genug sind die zur Abwendung dieser Gefahr notwendigen politischen Mittel zu ergreifen sondern sich durch veraltete Gewalttheorien bestimmen lassen, die durch die historischen Geschehnisse unserer Zeit widerlegt werden.) David will wie jene von ihm angeblich Bekämpften die Errichtung einer russischen Bundesrepublik nicht zulassen; er fordert wie sie die Zerreißung Rußlands in machtlose Teile; er glaubt wie sie, es läge im deutschen Interesse, wenn Rußland nur einen ganz schmalen, im Krieg nicht offen zu haltenden Zugang zum Meer behalte; er erstrebt wie sie die dauernde Trennung der Ukraine von Moskau, damit die Russen niemals mehr aus eigener Kraft in den Besitz der zur Landesverteidigung und zur Aufrechterhaltung einer selbständigen Außenpolitik notwendigen Stoffe und Kräfte (Erze und Kohle) gelangen können, die in genügender Menge nur in der Ukraine zu finden sind. Was David von seinen gleichstrebenden Ostpolitikern trennt, ist lediglich, daß er diese Absichten demokratisch und nationalistisch zu bemänteln versucht. Dabei ist es nicht einmal wahr, daß jene Politiker das Referendum grundsätzlich verwerfen. Sowenig sie in der Außenpolitik ein Zusammengehen mit den Bolschewisten verschmähen, so wenig würden sie auch gegen ein Referendum in Lettland, Litauen, Polen und Kurland etwas einzuwenden haben, wenn sie nur glaubten damit ihr Ziel: die Zerreißung und dauernde

Wehrlosmachung Rußlands, erreichen zu können. Sie stimmen also nicht nur in den Zielen ihrer Ostpolitik mit David vollständig überein, sie könnten sich auch über die Mittel diese Ziele zu erreichen schnell mit David einigen, wenn sie die Tauglichkeit des Referendums für ihre Zwecke als gegeben ansehen könnten.

Alle die tönenden Worte, die David gegen die von ihm alldeutsch genannte Ostpolitik richtet, können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß diese Politik auch die seinige ist. Auch der Unterschied in der Taktik ist nicht grundsätzlicher Art. Denn David erkennt ebenso wie diejenigen, die er so heftig zu bekämpfen vorgibt, für das Gebiet des ehemaligen Zarenreichs (aber nur für dieses) die bolschewistische Fassung der Nationalitätenformel an, das heißt das Recht der Selbstbestimmung bis zur völligen Loslösung, wobei er, ebenso wie die Bolschewisten, verlangt, daß diese Loslösung sich auf dem Weg eines demokratischen Verfahrens vollziehe. Daß nicht alles, was man durch ein Referendum, also durch ein ehrlich demokratisches Verfahren, erreichen kann, auch demokratisch oder sozialistisch ist, braucht hier nicht näher dargelegt zu werden. Es genügt hierfür der Hinweis, daß die reaktionären Parteien in der Schweiz das Referendum mit Vorliebe benutzen, um sozialpolitische Gesetze zu Fall zu bringen. Damit also, daß eine Lostrennungspolitik für Rußland auch mit demokratischen Mitteln durchzusetzen wäre, ist sie vor dem Richterstuhl des Sozialismus und der Demokratie noch lange nicht gerechtfertigt. Wir müssen, wenn wir die Berechtigung der Davidschen Ostpolitik, die auf die Wehrlosmachung der Völker des Ostens hinausläuft, vom sozialistischen Standpunkt aus prüfen wollen, davon ganz absehen, daß sich die Zerlegung des Russischen Reiches in eine Anzahl außenpolitisch willenloser Staaten vielleicht auch, wie David glaubt, mit *demokratischen* Mitteln hätte erreichen lassen. Angesichts der Gefahr alle Schrecken der bolschewistischen Diktatur erleiden zu müssen könnte es jetzt einer mit robustem Gewissen ausgestatteten pseudodemokratischen Staatskunst vielleicht wirklich gelingen in Lettland, Litauen und Polen durch ein Referendum einen Loslösungsbeschluß zu erzielen. Vom sozialistischen Standpunkt wäre damit aber seine Berechtigung noch lange nicht dargetan.

Nun vor allem eins: Wie stellen sich unsere russischen und ukrainischen Genossen zu der bolschewistischen Nationalitätenformel? Die Antwort darauf kann nur lauten, daß sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker des Ostens im föderativen Sinn unbedingt anerkennen, daß sie aber den bolschewistischen Separatismus als unvereinbar mit ihren sozialistischen und demokratischen Idealen ablehnen. Steht nun, so müssen wir fragen, diese Haltung unserer russischen und ukrainischen Genossen, die sich von dem Imperialismus des alten Rußlands in feierlichen Kundgebungen losgesagt haben, mit unseren Idealen im Einklang, oder sind wir, was die auswärtige Politik betrifft, Bolschewisten geworden und verlangen wir die Abtrennung der nicht von Großrussen besiedelten Gebiete von Rußland, der nicht von Deutschen besiedelten Gebiete von Deutschland und Österreich und der nicht von Magyaren besiedelten Gebiete von Ungarn? Ich vermag diese Frage nur in dieser Fassung zu stellen, weil ich keinem Genossen die politische Unehrllichkeit zutraue dem Osten den bolschewistischen Separatismus zu predigen, diesen aber für Mitteleuropa abzulehnen. Es

kann kein Zweifel bestehen, daß die deutsche Sozialdemokratie sich zu dem separatistischen Nationalismus der Bolschewisten nicht bekennen kann, so hoch und heilig für sie auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist. Es ist eine durch die Geschichte hundertfältig belegte Tatsache, daß jedes Recht einer Nation, dem nicht durch die Rechte der anderen Nationen Grenzen gezogen werden können, zur Unterdrückung und Schädigung der anderen Nationen führt. Wie innerhalb einer Nation das Recht der Gesamtheit über dem Recht des einzelnen steht, so soll auch nach sozialistischer Anschauung bei den Völkern, die im Verlauf der letzten 2000 Jahre Europa besiedelt haben, das Recht der Völkergesamtheit insoweit über dem Recht des einzelnen Volkes stehen, als dieses von seinem Selbstbestimmungsrecht so viel ablassen muß wie notwendig ist, um die Entfaltung der produktiven Kräfte der anderen Nationen nicht ungebührlich zu behindern. Der bolschewistische Separatismus, zu dem David sich bekennt, würde nun aber, konsequent durchgeführt, den europäischen Kontinent in einen Haufen ökonomisch ohnmächtiger und politisch wehrloser Kleinstaaten verwandeln, die, unter sich ständig in Streit und Hader lebend, unvermeidlich der Herrschaft der angelsächsischen Riesenreiche verfallen müßten.

Das schrankenlose Selbstbestimmungsrecht im separatistischen Sinn kann den kleinen Völkern auch gar nicht das bringen, was sie zur vollen Entwicklung ihrer nationalen Kräfte brauchen. Wie man auch die Grenzen der Ostvölker festlegt, immer wird ein Teil der Nationen außerhalb ihrer staatlichen Gemeinschaft bleiben. Sind dagegen alle die kleinen Völker Glieder einer großen Bundesrepublik, so hat dieser Umstand wenig zu sagen, weil in einer Demokratie auf föderativer Grundlage die nationalkulturellen Zusammenhänge zwischen den Angehörigen eines Volkes nicht zerrissen werden, auch wenn sie in verschiedenen Bundesstaaten ihren Wohnsitz haben. Der Litauer, der in Lettland lebt, ist dann dort kein Fremder, weil er unbeschadet seiner litauischen Landeszugehörigkeit die selbe Reichszugehörigkeit hat wie die Letten, unter denen er lebt. So läßt der demokratische Föderalismus die Reichseinheit bestehen und gibt doch allen Nationen Raum zur Entwicklung. Er stellt daher das wahre Selbstbestimmungsrecht der Völker für den Osten dar, wo die Nationen nicht streng territorial von einander geschieden sind sondern neben und durch einander das gewaltige Gebiet zwischen der Baltischen See und dem Schwarzen Meer besiedeln. Im Gegensatz zum bolschewistischen Separatismus, der die Völker auseinanderreißt und mit einander verfeindet, bringt der demokratische Föderalismus die Annäherung und Solidarität der Nationen, bei der aber jede Nation ihre eigene nationale Entwicklung im Rahmen eines großen, lebensfähigen Reiches haben kann und soll. Der demokratische Föderalismus besagt also, daß in einem Reich wie Rußland auch die kleinen Nationen berufen sind durch eigene Leistungen ihre nationale Eigenart zu entwickeln und an der Erhöhung der europäischen Kultur mitzuarbeiten. In wirtschaftlichen Angelegenheiten und bei der Frage der Landesverteidigung muß sich freilich jeder Bundesstaat gemäß dem Verfassungsrecht dem Reichsganzen einfügen. Denn die Fragen der Wirtschaft und Landesverteidigung können durch Bundesrat und Reichsparlament sehr wohl einheitlich zum Vorteil aller geregelt werden, ohne daß die Einzelstaaten deshalb ihr selbständiges nationales Leben aufzugeben brauchen. Die russischen und

ukrainischen Sozialisten haben also vollkommen recht, wenn sie den bolschewistischen Separatismus als im Grunde nationalistisch und reaktionär ablehnen und das vom Zarismus erlöste Rußland nicht in machtlose Kleinstaaten zerfallen lassen sondern als sozialistische Föderativrepublik neu aufbauen wollen. Dieser bolschewistische Separatismus muß, auch wenn er mit demokratischen Mitteln zur Ausführung gelangt, zu durchaus undemokratischen und unsozialistischen Zuständen führen. Das ist aber auch der Grund, weshalb er nicht bloß Rußland sondern auch Deutschland zum Unheil ausschlägt; denn nicht ein in machtlose Teile zerlegtes Rußland sondern nur ein starkes Gesamtrußland kann uns die nötige Rückendeckung in unserm Daseinskampf gegen die beiden angelsächsischen Reiche geben.

Daß wir mit einem Gesamtrußland in ein freundschaftliches Verhältnis kommen könnten, ist nun aber gerade das, was die Davidsche Politik verneint. David kanzelt Cohen ab, weil dieser durchaus zutreffend gesagt hat, daß sowohl mit dem alten als auch mit dem neuen Rußland eine Verständigung möglich gewesen wäre. Dabei steckt David eine Miene auf, als sei er von unserm Auswärtigen Amt über alle Versuche mit Rußland zu einem Separatfrieden zu gelangen aufgeklärt worden. Nun mag wohl David von manchen Herren manches erzählt worden sein. Ob es aber gerade das war, worauf es ankommt, wage ich zu bezweifeln. Wie lagen denn die Dinge mit dem alten Rußland? David fühlt sich hier offenbar nicht ganz sicher, denn er erklärt, daß er die Frage, ob wir im Herbst 1916 einen Separatfrieden mit Rußland hätten schließen können, nicht untersuchen wolle, fügt aber dem sogleich die Bemerkung an, »daß ein Separatfrieden mit Rußland damals, wenn überhaupt, so nur durch Preisgabe Konstantinopels zu erreichen gewesen wäre«. Indes, wie er sich auch die Außenpolitik vorstellen mag, das eine hätte er sich doch sagen können: Wenn damals bei dem Mann, von dem die Entscheidung über Krieg und Frieden abhing, eine ernst zu nehmende Neigung zum Frieden vorhanden war, so konnte er wohl von Deutschland verlangen, daß es die besetzten Gebiete herausgab und auf Kriegsentschädigung verzichtete, aber er konnte von Deutschland nicht fordern, daß dieses ihm Konstantinopel abtritt, weil es dies ja gar nicht besaß, und man in Petersburg auch sehr genau wußte, daß die Türken auf unsern bloßen Wunsch hin gewiß nicht geneigt sein werden Selbstmord zu begehen. Eins steht danach fest: Im Herbst 1916 sind Verhandlungen mit Rußland über einen Separatfrieden ganz gewiß nicht daran gescheitert, daß Nikolaus II. Konstantinopel verlangte. Und nun bedenke man, daß Rußland gerade damals mit Japan den Geheimvertrag abgeschlossen hatte, der nach der Iswestija durch die Überschrift sich als »Geheimabkommen zwischen Rußland und Japan, das ein bewaffnetes Auftreten gemeinschaftlich gegen Amerika und England im Fernen Osten vor dem Jahr 1921 im Auge hat«, charakterisiert. Es ist klar, daß Rußland und Japan sich für den Krieg, den sie noch »vor dem Jahr 1921« gegen Amerika und England zu führen beabsichtigten, die deutsche Rückendeckung verschaffen wollten, die sie hierfür unbedingt brauchten. Sollte man da nicht gesucht haben mit Deutschland zu einem Frieden zu kommen? Übrigens besitzen wir jetzt eine halbamtliche Bestätigung dafür, daß man in Rußland tatsächlich im Herbst 1916, also einige Monate vor der Revolution, einen Separatfrieden mit Deutschland angestrebt hat. Am 22. August 1918 schrieb die Norddeutsche Allgemeine

Zeitung in einem gegen die Morning Post gerichteten Artikel über die Friedensneigungen des Zaren folgendes: »Die Gerechtigkeit fordert festzustellen, daß Nikolaus II. wenigstens von dem Augenblick an, als er (spät genug) den Zusammenbruch Rußlands im Kriege voraussah und zur bessern Einsicht gekommen war, nach Kräften bemüht gewesen ist dem unseligen Lande den Frieden wiederzugeben.« Es wird David wohl schwer fallen irgendeinem denkfähigen Menschen einzureden, daß, wenn Nikolaus II. wirklich den Frieden mit uns von der Abtretung Konstantinopels abhängig gemacht hätte, das Organ der deutschen Regierung von ihm schreiben könnte, er sei »nach Kräften bemüht gewesen dem unseligen Lande den Frieden wiederzugeben«. Nein, nicht wegen des Verlangens der Russen nach Konstantinopel ist es im Herbst 1916, als Rußland und Japan ihre Politik gegen die Angelsachsen orientiert hatten, nicht zu einem Frieden zwischen Deutschland und Rußland gekommen sondern wegen der für unser deutsches Volk verderblichen Randstaatenpolitik, die Bethmann Hollweg am 5. April 1916 im Reichstag proklamiert hatte und dann durch die Polenproklamation vom 5. November 1916 offiziell einleitete, und der sich weder eine zaristische noch eine republikanische Regierung Rußlands unterwerfen konnte, solange ihr noch eine Möglichkeit zum Widerstand blieb.

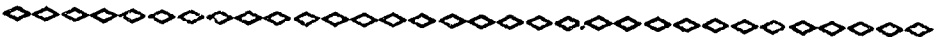
Es war aber, so sehr David auch dagegen eifern mag, wiederum die Randstaatenpolitik, die einen Frieden mit der am 16. März 1917 proklamierten russischen Republik unmöglich machte. Nun will David durch Zitate aus Bethmannreden dartun, daß Bethmann dem neuen Rußland gegenüber auf sie verzichten wollte. Die allgemein gehaltenen Redewendungen Bethmanns können aber als Beweis dafür nicht dienen. Die Folge, die Fortsetzung der Bethmannpolitik durch Herrn von Kühlmann, hat uns doch mancherlei Aufklärung über deren Sinn gebracht. David sollte die Kundgebungen Bethmann Hollwegs etwas kritischer ansehen. Näheres über seine Politik wird man erst nach dem Krieg schreiben können; doch kann schon heute kaum ein Zweifel daran bestehen, daß das Urteil der Geschichte über die außenpolitische Wirksamkeit des 5. Reichskanzlers vernichtend ausfallen wird (so sehr sein ehrliches Wollen in der Innenpolitik anerkannt werden muß). Daß die russischen Sozialisten vom ersten Tag der Revolution an konsequent für den Frieden eingetreten sind, habe ich im Juni 1917 hier ausführlich dargelegt.<sup>2)</sup> Kerenskij arbeitete auf einen demokratischen Frieden hin; aber er wollte gerade darum auch ein ungeschwächtes Rußland. Solange er nicht die Gewißheit hatte, daß Deutschland die Bethmannsche Randstaatenpolitik preisgeben wollte, konnte er nicht mit der Entente brechen, so sehr er an sich auch von ihr wegstrebt: hat er doch gerade darum Miljukow gestürzt, um Rußland aus der ententistischen Umklammerung herauszulösen. Aber Bethmann Hollweg, der schon, mit Lamprecht, bei Beginn des Krieges diesen als den Entscheidungskampf zwischen Germanentum und Siawentum proklamiert hatte (eine Parole, die in der deutschen Linken und leider auch in unserer Partei bei David und Gesinnungsgenossen so sehr Anklang fand), hielt an seiner englischen Orientierung fest, an der selben Politik, deren Zusammenbruch er nach eigenem Eingeständnis am 4. August 1914 erlebt hatte. Und es war das Schlimme für uns und für Europa, daß auch der Reichstag in seiner Mehrheit keinen andern Weg gehen wollte als denjenigen, den Beth-

<sup>2)</sup> Siehe Quessel Die auswärtige Politik der russischen Revolution, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 II, Seite 619 ff., ferner Lloyd George, Kerenskij und der Frieden, ebenda, Seite 868 ff.

mann betreten hatte, und der unter Kühlmann nach Brest Litowsk führte, der die Bildung des östlichen Dreibunds Deutschland-Rußland-Japan vorerst unmöglich machte, die westlichen Alliierten fester denn je zusammenschweißte und auch Japan veranlaßte das dauernde Ausscheiden einer deutsch-russischen Kombination, daher eine Einigung mit den angelsächsischen Weltreichen ins Auge zu fassen und diesen einstweilen Hilfe zu leisten.

Wie aus dem vorhergehenden ersichtlich ist, steht David in Sachen der Ostpolitik durchaus auf dem Boden, den er als den alldeutschen bezeichnet. Er selber hat diejenige Politik stets gefördert, deren Früchte er jetzt als so schädlich in beweglichen Worten zurückweist. Das nämliche gilt aber auch von der ganzen Linken des deutschen Reichstags. Sie hat weit energischer auf die Zerstückelung Rußlands hingearbeitet als die Rechte, deren Blick doch stets auf unsern wirklichen Gegner, auf England, gerichtet war. Die Ereignisse haben auch bewiesen, daß die feindselige Stellungnahme der Linken gegen den Osten, die angeblich nur dem Zarismus gelten sollte, keinerlei Änderung erfuhr, als die Autokratie beseitigt und Rußland im März 1917 Republik geworden war. Die Länder zwischen der Baltischen See und den wolhynischen Sümpfen, die Bethmann am 5. April 1916 dem »reaktionären Rußland« nicht zurückgeben wollte, wollte die Linke des Reichstags auch der russischen Republik nicht zurückerstatten, wofür dann David die schöne *Begründung* fand, daß man die Länder, die sich der Zarismus zusammengeraubt habe, der russischen Demokratie nicht zurückgeben dürfe, weil diese ja mit der Politik des Zarismus gebrochen habe. Daß die *vom Zarismus zusammengeraubten Länder* durch ein 200 Jahre umfassendes Gemeinschaftsleben zu einer historischen und ökonomischen Einheit zusammengeschmolzen sind, bekümmert natürlich unsere Politiker der Linken nicht, wie sie ja auch nicht einzusehen vermögen, daß das Angelsachsentum von seinem Vernichtungswillen gegen uns hätte Abstand nehmen müssen, wenn wir jetzt ein mit Japan verbündetes und gegen Amerika und England orientiertes Gesamtrußland als Rückendeckung hätten.

Es bleibt also dabei (mag David auch die Hände über dem Kopf zusammenschlagen): Nicht die von ihm dauernd berufenen Alldeutschen sondern die linken Parteien mit ihrer Russophobie haben verhindert, daß Deutschland den Weg einschlug, der zum Frieden, zum Aufbau seiner Zukunft führte. Der Völkerbund, den auch wir (und gerade wir in erster Linie) erstreben, kann sich nur auf gleichberechtigten Trägern eines internationalen Rechts aufbauen. Zu seiner Verwirklichung ist also vor allem der Zusammenschluß Kontinentaleuropas notwendig. Ist dieser erreicht, so können wir mit den anderen Weltreichen zusammen die internationalen Konflikte in Zukunft auf friedlichem Weg lösen, ohne daß, bei wahren Weltgleichgewicht, der eine sich unter den andern beugen muß. Bleibt Europa zerrissen, dann freilich bedeutet der Völkerbund nur die legalisierte Weltherrschaft des Angelsachsentums. Ein wirklich demokratischer Völkerbund, der die Produktivkräfte der Menschheit stärkt und das nationale Selbstbestimmungsrecht gewährleistet (in wirklich sozialistischem, nicht in bolschewistisch-Davidschem, separatistischem Sinn) erfordert ein lebenskräftiges föderatives Gesamtrußland und ein vereinigt Kontinentaleuropa. Es ist nie zu spät den Weg zu beschreiten, der zu diesem Ziel führt.



## ADOLF BEHNE · DIE ÜBERWINDUNG DES TEKTONISCHEN IN DER RUSSISCHEN BAUKUNST

**M**ITTEILUNG zu sein ist das Wesen russischer Kunst. Formen, die keinen Mitteilungswert besitzen, die lediglich formal, dekorativ oder konventionell sind, haben in ihr keinen Platz. Jede Form, die zur Anwendung kommt, hat einen seelischen Inhalt, hat etwas mitzuteilen, etwas auszudrücken. Daher das helle, reine Widerspiel von äußerster Knappheit und erfülltester Weite und die Einheit aus beiden, die formal unmöglich wäre, aber eine innere Notwendigkeit für eine Kunst ist, die, ganz auf das nah herantretende Erleben gestellt, nur das Naheliegende ausführt. Das Naheliegende ist freilich nicht das erste beste. Es ist, im Gegenteil, das höchste Ziel, erfordert die allerfeinste Wahl. Das Naheliegende zu tun ist das eigentlich Weltumwälzende.

Kunst als Mitteilung, das bedeutet: nichts ohne innere Nötigung schaffen und alle Mittel der Reinheit und Kraft des Ausdrucks unterordnen. Daß die ersten Großtaten des Expressionismus aus Rußland kamen, ist nach alledem ganz erklärlich. Die russische Kunst war stets Expressionismus. Es gibt russische Gemälde noch des 17. Jahrhunderts, aus Zeiten, als im Westen längst die Akademie gesiegt hatte, die den ursprünglichen russischen Expressionismus zeigen und die auf die natürlichste Weise von der Welt Marc Chagall oder Kandinskij verwandt sind; zum Beispiel Nikifor Sawins prächtiger Johannes in der Wüste /1610/ mit der wundervollen, unerschöpflichen Jordanlandschaft<sup>1)</sup> oder das Bild der Moskauer Schule aus dem 17. Jahrhundert mit den Heiligen Wassilij und Artemij mit einer Zwiebelkuppelstadt im Grunde und dem locker zarten Blütengrund, jenes zwingend an Chagall, dieses an Kandinskij erinnernd.

Das Wesen der Kunst als Mitteilung: Wie sehr russisch diese Erkenntnis tatsächlich ist, beweist uns Tolstojs so oft und so lange verkanntes Buch Was ist Kunst?, das man gern als greisenhaft, als kunstfeindlich hinstellt und in dem doch die höchste Auffassung der Kunst zutage tritt. Als erster weist Tolstoj alle formalen und technischen, alle äußeren und individualistischen Begriffsbestimmungen der Kunst ab, er als erster erkennt die soziale Lebensnotwendigkeit der Kunst. Er hebt die unfruchtbare, abschließende Isolation des Künstlers auf und stellt ihn empfangend und gebend in die menschliche Gemeinschaft. Der Mensch, der mittels Farben, Linien und Töne seine Gemütsbewegungen äußert, ist noch kein Künstler, wenn er durch seine Äußerung nicht auf andere wirkt. Denn Kunst ist Mitteilung. »Durch die Kunst teilen die Menschen einander ihre Gefühle mit«, und »wenn wir die Kunst so betrachten, müssen wir sehen, daß die Kunst eines der Mittel für die Einigung der Menschen unter einander ist.«<sup>2)</sup>

Und wirklich ist die russische Kunst in ihren schönsten Werken reine unmittelbare Übertragung von Gefühlen gewesen. Vergleichen wir nur einmal daraufhin eine russische Kirche mit einer europäischen. Die Westseite des Mainzer Doms ist eines der stärksten deutschen Bauwerke, eines, das mit dem kühnen Vierungsturm des Balthasar Neumann und in der gesamten An-

<sup>1)</sup> Von diesem und dem gleich darauf genannten Gemälde siehe die Abbildungen in Eliasberg Russische Kunst / München 1915/, Seite 39 und 41.

<sup>2)</sup> Siehe Tolstoj Sämtliche Werke, 1. Serie, X /Jena 1911/, Seite 66 und 65.

lage russischen Werken vergleichsweise nahesteht. Woran liegt es, daß selbst dieser Bau neben ähnlichen russischen matt und zwiespältig wirkt? Es liegt zum großen Teil an der Mitwirkung von Formen, die keinen andern Wert haben als einen traditionell-konventionellen, die von keiner nach Ausdruck drängenden neuen Empfindung getragen werden, nichts mitteilen sondern als sogenannte architektonische Motive nichts anderes zu tun bestimmt sind als etwa in Bogenlinien wagerecht oder schräg auf und ab zu verlaufen, sich in Rundbögen um die Fenster zu legen, Nischen einzugraben, Fensterleibungen abzutreten usw. Die Folge dieser Motivverwendung ist, daß das europäische Werk unruhiger, unklarer, verworrener und gleichzeitig stumm gegenüber dem einfachern, aber ausdrucksvollen russischen wirkt. Das russische Werk einfach und einheitlich, frei, locker und ausdrucksvoll; das europäische zwiespältig und voller Widersprüche, dabei gewaltsam, gezwungen und stumm.

Die europäische Architektur des Mittelalters wird durch eine plastische Auffassungsweise bestimmt. Schon in den romanischen Bauten äußert sie sich; so in der für immer gebliebenen Zusammenschweißung von Langbau mit Zentralbau (Längsschiff, Querschiff, Vierung), von Horizontalrichtung mit Vertikaltendenz (die mächtigen wagerechten Dächer und die spitzen Türme). Der Widerspruch, der in der Zusammenzwingung derartiger widerstreitender Tendenzen liegt, wird nicht empfunden, weil eben dem Architekten die plastische Vorstellung eines fertigen Außenkörpers vorschwebt, zu dessen langgestrecktem Rumpf 2 oder 4 Turmextremitäten gehören. Derartige feine Widersprüche, wie sie hier verborgen liegen, werden aber dort empfunden, wo alles Schaffen mit Formen jedesmal von neuem den Impuls aus dem seelischen Erlebnis empfangen muß, der Sinn kaum über das Naheliegende zum Vorgefaßten hinausgreift, ein Vorgang, der immer den ersten Schritt zum Technizismus darstellt. Jede Sache wird von den Russen reinlich und für sich empfunden und gedacht.<sup>3)</sup> Handelt es sich um einen Turm, denkt der Künstler nicht schon zugleich auch an das Portal, die Treppe oder das Dach; er führt ganz hingegeben den Turm vom Sockel bis zur Krönung durch als Turm und stellt ihn schon aus diesem Grund mit Vorliebe frei.

Und wie er hier das starre Zusammenlöten vermeidet, so auch in dem Verhältnis von Außen und Innen, worauf zuvor schon einmal hingewiesen wurde. Das Innere der russischen Kirche scheint maßstäblich stets auf den Menschen bezogen, mit vielen vertrauten und zarten Einzelformen, die es zu einem Raum beglückter seelischer Geborgenheit gestalten.<sup>4)</sup> Kandinskij sagt: »Das selbe Gefühl [von allen Seiten von Malerei umgeben zu sein wie in den Stuben der Bauernhäuser im Gouvernement Wologda] schlummerte bis dahin ganz unbewußt in mir, wenn ich in den moskauischen Kirchen war und besonders im Hauptdom des Kreml.«<sup>5)</sup> Und so wie hier, selbst im räumlich gewaltigen Dom, das Gefühl der köstlichen Nähe betont wird, erfahren wir es aus der Schilderung der Ostermesse in Tolstojs Auferstehung, die ganz auf nahes Wirken von Kerzen, Stimmen, Gewändern, Menschen gestimmt ist. Diese innig umschließende Form kennt der Westen für den kirch-

<sup>3)</sup> Siehe zum Beispiel das, was Kandinskij über das russische Bauernrecht sagt: Kandinskijalbum 1901 bis 1913 / Berlin 1913 /, Seite XXVI.

<sup>4)</sup> Siehe die Abbildungen in Weibel Rußland / München 1916/, Seite 18, 45, 49, Eliasberg läßt hier dauerlicherweise im Stich.

<sup>5)</sup> Siehe das erwähnte Kandinskijalbum, Seite XIV.



lichen Innenraum nicht, es sei denn für die abgezweigte Kapelle. Das Langhaus zwingt ihn zu Säulen- und Bogenstellungen, die, mögen Glasgemälde, Bilder, Wandmalereien, plastischer und sonstiger Schmuck hinzutreten, dem Innern nicht wie in Rußland den Grundcharakter des geschlossenen, bergenden Raumes sondern viel eher den der öffentlichen Straße geben. Dort, wo der plastische Zug der europäischen Baukunst vollends zum Durchbruch gekommen ist, in der Gotik, erscheint schließlich der kirchliche Innenraum nur noch wie ein in den ungeheuren plastischen Körper eingegrabener langer dunkler Gang, in dem sich Menschen ameisenhaft bewegen können, eine Folge der Zusammenlötung von Außen und Innen. Wer sein Gefühl aufrichtig prüft, wird vielleicht zugeben, daß selbst für die schönste gotische Kathedrale das Betreten des Innern nach dem Außen eine Enttäuschung bringt. Wie unbeschreiblich herrlich ist die Außenwand des Straßburger Münsters. Wenn wir aber nach der Freude an seiner unvergleichlichen Filigranarbeit für das Innere eine entsprechende Steigerung im Sinn des Zarten, Beschaulichen, Feingliederten, die Augen aus der Nähe Entzückenden erwarten, so empfinden wir die ungeheuren Pfeiler, die geschäftigen Bögen und den ganzen steinernen Korridor als eine architektonische Enttäuschung, über die dann freilich die Glasfenster schnell hinweghelfen. Aber im Innersten empfindet man: Hier sind Außen und Innen vertauscht. Dieses Außen ist ein umgestülptes Innenwerk, dieses Innere wäre als Außen ganz gut zu denken.

Ich fasse zusammen: Der Russe gestaltet das Innen als eine köstlich umschließende Schale, die uns birgt, und das Außen, indem er Innen und Außen von einander löst, führt er mit anderm Entschluß, aber mit gleicher Eindringlichkeit aufwärts, unter Ablehnung schließender beschaulicher Dachformen. Der Europäer treibt die Mauern höher und höher, und weil er das Innere als Residuum, als Zwangsprodukt, als Kehrseite des Außen, mit dem es zusammengewachsen sei, betrachtet (aus moralischen Gründen behauptet er allerdings, ihm folge das Außen aus dem Innen), stellt sich ihm das Innen am Ende als eine Riesenhöhle ohne Bezug auf den Menschen dar. Kein Gefühl der Geborgenheit kann hier keimen. Dafür versucht es sich außen am falschen Platz, wenn es die aufsteigende Großartigkeit durch schwere, lastende Dächer beschaulich beeinträchtigt, Wolken und Sternen zugewendet. Bei uns werden Außen und Innen zum Widerspruch, weil wir sie mit einander verwachsen sein lassen. Bei dem Russen, der sie von einander löst, decken sie sich vollkommen. Es klingt vielleicht paradox, aber den Russen einmal zu bewundern, weil er den Menschen umschließe und berge, nämlich innen, und das andere Mal, weil er keine abschließenden bergenden Formen liebe, nämlich außen, ist so lange kein Widerspruch, als nicht Außen und Innen das selbe sind.

Wir haben uns allerdings gewöhnt unser Gefühl zu vergewaltigen, haben aus der Not eine Tugend, aus dem gefühlsmäßigen Widerspruch eine *Idee* gemacht, die Idee des Konstruktiven. Diese bedeutet nichts anderes, als daß unsinnliche und fernstehende Begriffe gleichsam in einem unsichtbaren Punkt über dem Ganzen regieren, so daß tatsächlich jede Einzelheit nicht mehr als das Naheliegende von Grund aus und bis zu Ende durchgeformt und liebevoll gestaltet wird sondern nur so weit Leben erhält, als eben jener Begriff Interesse an ihr hat. Man beruft sich, indem man derart arbeitet, gern auf das Wesen des Organischen. Aber durchaus zu Unrecht. Organisch

schaffen (etwas total anderes als organisieren) ist ganz gewiß das Höchste, bedeutet aber nichts als natürlich, notwendig, nach dem Gesetz der innern geistigen Notwendigkeit schaffen.<sup>6)</sup> Und dann ist das organische Schaffen nicht zur Deckung zu bringen mit dem Arbeiten nach der konstruktiven oder, wie das neueste Modeschlagwort lautet: der tektonischen Idee, das seine mächtige Wirkung auf das gebildete Publikum sicherlich den miß- oder nicht mißverstandenen Werken der griechischen Architekten und ihren rationalistischen Interpreten verdankt. Daß die russische Kunst einen so frischen, neuen, reinen und unberührten Eindruck auf uns macht, beruht zum wesentlichen Teil auf dem gänzlichen Fehlen griechischen Einflusses.

Es klingt freilich für europäische Ohren unbeschreiblich überzeugend, daß der Sinn des architektonischen Schaffens *tektonisch* sein müsse, und doch ist es ein eklatanter Irrtum, aufs Haar dem Wahn vergleichbar, der als Ideal des dichterischen Schaffens das *Literarische* betrachtet. Nein, der wahre Architekt schafft ganz und gar nicht tektonisch. Er sieht nicht irgendwelchen großartigen Ideen zuliebe hinaus über das, was er vor Augen und unter den Händen hat. Er identifiziert sich ganz mit jedem Teil, verliert sich ganz an jede Wandung, an jede Kuppel, an jeden Turm, und sichert so seinem Werk die gesteigerte Fülle an Leben, während der überlegene Tektoniker sich nur einmal mit dem ganzen *Projekt* identifiziert und also in jedem sinnlich greifbaren Teil nur verdünnt zu finden sein kann. Der Tektoniker bildet alles, was uns leiblich nachher vor Augen tritt, aus einer zentralen Ferne, der *ideenlose* Architekt (den Architekten, der »nur Ideen« hat, hat Paul Scheerbart in seinem letzten Roman *Das graue Tuch* und 10 % Weiß geschildert) formt alles aus unmittelbarer erfüllter Nähe. Denn der Witz ist, daß das architektonische Schaffen wirklich ganz und gar nicht tektonisch ist, und gar mit der ebenso sicher wie oberflächlich vorgetragenen Architektur als Philosophie des Raumes, die Peter Behrens der Ausgabe seiner Bauten als Dogma voranstellt<sup>7)</sup>, hat sie nicht das mindeste zu schaffen. Aber nahe steht ihr in E. T. A. Hoffmanns Serapionsbrüdern jener Rat Krespel, der, ohne Grundriß und Aufriß, Konstruktions- und Detailzeichnung sein Haus zu bauen beginnt, indem er die Mauern aufführt. Die Architektur führt Wände auf, und die Phantasie liebt es die Wand leicht, schön und freudenvoll zu bilden. Träger des Lebens und des Erlebnisses in der Architektur ist die Wand, nicht der Raum. Den Raum kann man nicht sinnlich fassen. Der Raum ist in der Baukunst nichts Höheres als etwa in der Malerei das Relief der aufgetragenen Farbmaterie; wie diese entsteht er mit der Arbeit, aber das Problem der Baukunst ist er ganz und gar nicht. Der Künstler bildet die Wandungen, und die Wandungen bilden den Raum. Ich wüßte nicht, daß etwa Paul Scheerbart in seinen Dichtungen, die die schönste Verkündigung der höhern Baukunst sind, wesentlich von Raumformen spräche; er spricht aber viel von Backsteinmauern und lieber von Glaswandungen. Und auch darauf kommt es durchaus nicht an die Wände mit einander zu verschweißen, bei der Ostwand schon an die Westwand, an die Süd- und Nordwand zu denken. Es ist ja nicht wahr, daß sie so besonders viel mit einander zu tun hätten. Sie sind alle frei, lehnen sich lose an einander, sind aber nicht fatalistisch an einander geschmiedet. Nebeneinander und Miteinander, aber nicht Ineinander.

<sup>6)</sup> Siehe Behne *Biologie und Kubismus*, in der *Tat*, 1917, Seite 694.

<sup>7)</sup> Siehe Hoebner *Peter Behrens* / München 1912 /, Seite 3.



# FRIEDRICH KUNZE · DIE FRAUENARBEIT UND DIE ARBEITERORGANISATION



WELCHEN Umfang die Erwerbstätigkeit der Frauen schon vor Ausbruch des Krieges angenommen hatte, lehrt die Statistik der deutschen Krankenkassen. Hiernach wurden am 1. Mai 1914 10 372 633 männliche und 5 728 525 weibliche Versicherte gezählt. Demnach stellten die Frauen schon mehr als ein Drittel der Krankenkassenmitglieder. Freilich werden diese nicht alle versicherungspflichtig gewesen sein. Doch ist anzunehmen, daß auch nach Abzug der freiwillig Versicherten noch beinahe ein Drittel der Krankenkassenmitglieder weibliche Versicherungspflichtige, mithin in Handel, Industrie oder Gewerbe tätig waren.

Große Massen weiblicher Arbeitskräfte wurden seit jeher im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, in der Textilindustrie und im Handel beschäftigt; auf das Berliner Schneidergewerbe und die Wäschefabrikation entfielen vor Ausbruch des Krieges mehr als 130 000 weibliche gegenüber etwa 15- bis 18 000 männlichen Arbeitskräften. In diesen beiden Erwerbszweigen stellte sich der Anteil der Frauenarbeit wie 9 zu 1. Für die Verteilung der Arbeit an Männer oder Frauen liegt sozusagen ein stillschweigendes Übereinkommen vor. Neben bestimmten Gebieten des Bekleidungs- und Wäschefabrikationsgewerbes, die nur Männer beschäftigen, gelten wieder bestimmte Arbeiten der Konfektion und Wäschefabrikation entweder als Männer- oder als Frauenarbeit. Auch der Krieg hat in dieser Hinsicht keine wesentliche Änderung herbeigeführt. Das ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die Arbeitsgelegenheit im Bekleidungs- und Wäschefabrikationsgewerbe seit Ausbruch des Krieges erheblich nachgelassen hat. Infolgedessen fand eine starke Abwanderung der im Bekleidungs- und Wäschefabrikationsgewerbe Beschäftigten nach anderen Gewerben und Industrien, vorwiegend der Kriegsindustrie statt, wo die Beschäftigung zudem lohnender war. In der Herrenkonfektion bestand keine Arbeitsgelegenheit, weil die Einberufung zahlreicher Männer die Absatzmöglichkeit für Herrenkleidung stark verminderte. Ebenso in der Herrenwäschefabrikation. Die Damenkonfektion und Wäschefabrikation waren vom Weltmarkt abgeschnitten. Waren also selbst genügend Rohstoffe vorhanden gewesen, so hätte doch für die Arbeiterinnen in diesen Gewerben keine ausreichende Arbeitsgelegenheit bestanden. Das gleiche gilt noch für eine Reihe anderer Gewerbe und Industrien.

Zu Beginn des Krieges entstand eine ausgedehnte Arbeitslosigkeit, die durch Heeresaufträge nicht bald zu beseitigen war. Man nahm Notstandsarbeiten vor, bis sie allmählich aufhörte. Nach einem Bericht des Reichsarbeitsblatts waren Anfang August 1914 insgesamt 10 266 900 männliche und weibliche Beschäftigte vorhanden, am 1. September 1914 insgesamt 6 211 474. Die gleiche Wirkung dürfte der Kriegsausbruch auf die hier nicht erfaßten Arbeiter und Arbeiterinnen geübt haben. Nach den genannten Zahlen verminderte sich die Zahl der Beschäftigten bei Kriegsausbruch um etwa 6 Millionen. Es ist selbstverständlich, daß die weiblichen Arbeitskräfte dabei in stärkerem Maß von der Arbeitslosigkeit betroffen wurden als die männlichen. Eine große Zahl der arbeitslosen Männer wurde zum Heeresdienst eingezogen. Soweit sich die Industrie der Heereslieferung zuwandte, wur-

den in erster Linie Männer eingestellt, weil diese Arbeiten von jeher von Männern verrichtet worden waren. Die weiblichen Arbeitskräfte wurden in großem Umfang mit Notstandsarbeiten beschäftigt. Viele Arbeiten, die in Fabriken schneller und billiger hätten hergestellt werden können, ließ man durch Wohlfahrtsvereine und Städte an Kriegerfrauen oder an Arbeiterinnen, die früher im Schneidergewerbe, in der Wäschefabrikation und in der Textilindustrie tätig gewesen waren, verteilen. So die Anfertigung von Patronen-tragegurten, Brot- und Salzbeuteln, Sandsäcken, Granatkappen, Granathül-sen, Pferdedecken, Zeltbahnen, Strümpfen, Leibbinden, Helmbezügen, Gas-masken, Sanitätstaschen, und dergleichen. Mit diesen Arbeiten wurde sehr vielen Frauen, die sonst erwerbslos gewesen wären, eine Erwerbsmöglichkeit geboten. Viele weibliche Arbeitskräfte wandten sich aber auch anderen Ge-werben und Industrien zu und traten dort an die Stelle der fehlenden Männer. Sie wurden angelernt und vermochten immer besser die männlichen Arbeiter zu ersetzen, machten aber dann selbst wieder neuen, noch ungeübten weib-lichen Arbeitskräften Platz. Auch übernahmen die Frauen schwere körper-liche Arbeit, die früher ausschließlich von Männern verrichtet wurde. Es ist müßig alle solche Arbeiten aufzuzählen. Nach einem Bericht, den Calwer in seiner Schrift Deutschlands Kriegswirtschaft gab, waren am 1. Januar 1915 noch 4 319 192 Männer gegen 2 775 220 Frauen beschäftigt; am 1. Juli 1916 dagegen nur noch 3 802 930 Männer gegen 3 354 121 Frauen. Inzwi-schen stieg, nach einem Bericht der Konjunktur, die Zahl der beschäftigten Männer auf 4 229 556, die der beschäftigten Frauen aber auf 4 266 077. Die Zahl der tatsächlich Beschäftigten muß wesentlich höher angenom-men werden. Es ist zu beachten, daß die vielen Tausende von Frauen, die von Wohlfahrtsvereinen oder sonstigen gemeinnützigen Institutionen be-schäftigt werden, auch von den Krankenkassen nicht zu erfassen sind, weil sie nicht versicherungspflichtig sind, also keiner Krankenkasse angehören. Ohne Zweifel sind also heute mehr Frauen als Männer erwerbstätig.

Bei Beginn des Krieges herrschte bange Sorge um die Existenz der Gewerk-schaften. Schon aus diesem Grund wandten die Gewerkschaftsführer den hier skizzierten Vorgängen ihre ganze Aufmerksamkeit zu. Bei der Arbeits-losigkeit, die damals bestand, kostete es Mühe die geltenden Lohntarife auf-rechtzuhalten. Vielfach versuchten die Unternehmer die Lohnsätze zu er-mäßigen, wurden aber von den Gewerkschaften daran gehindert. Soweit Frauen in der Kriegsindustrie beschäftigt waren, nahmen sich die Gewerk-schaften ihrer an. Im Militärsattler- und -schneidergewerbe wurden Tarife vereinbart. Dem Lohndruck, den die Unternehmer des Schneidergewerbes zu üben suchten, wirkten sie durch die Vereinbarung entgegen, daß, wie in Berlin, für Männer und Frauen nur gleiche Stücklöhne gezahlt werden dür-fen. Dagegen wurde die Bezahlung im Stunden-, Tage- oder Wochenlohn ganz untersagt, weil bei diesem Lohnsystem keine genügende Sicherheit ge-boten war, daß die Arbeiterinnen den ihnen zustehenden Lohnanteil erhiel-ten. Um die vereinbarten Tariflöhne durchführen zu können, wurden für das Schneidergewerbe Schlichtungskommissionen eingesetzt. Die Berliner Schlichtungskommission hielt seit Anfang Januar 1915 wöchentlich 1, zu-weilen auch 2 Sitzungen ab. Eine Unsumme von Arbeit wurde hier ge-leistet, in jeder Sitzung wurden 20 bis 30 Fälle verhandelt. Indes, obwohl die Tarife in den Berliner Zeitungen veröffentlicht waren, arbeitete die

Mehrzahl der Arbeiterinnen wochen- und monatelang billiger als der Tarif es zuläßt. Wurden sie von der Gewerkschaft zu Sitzungen und Versammlungen eingeladen, so erschienen sie nicht. Wie sich die Arbeiterinnen im übrigen gegenüber der Tätigkeit der Organisation verhielten, sei an folgenden Beispielen gezeigt:

Im Dezember 1914 erhob die Berliner Filiale des Schneiderverbandes Klage vor dem Tarifschiedsgericht, weil eine Firma nicht die tarifmäßigen Löhne gezahlt hatte. Die Beklagte wurde verurteilt an die Arbeiterinnen mehr als 1000 Mark nachzuzahlen. Um sicher zu sein, daß sie das Geld auch erhielten, mußte die Beklagte es zum Zweck der Verteilung an die Arbeiterinnen dem Schneiderverband aushändigen. Die Arbeiterinnen nahmen das Geld und gaben es dem beklagten Arbeitgeber wieder.

Arbeiterinnen einer andern Firma wurden wiederholt zu Sitzungen eingeladen. In der Einladung war darauf hingewiesen worden, daß ihnen nicht der tarifliche Lohn gezahlt werde. Sie arbeiteten trotzdem länger als ein Jahr in dem Betrieb, erschienen nicht zur Sitzung und beachteten keine Mahnung. Im Januar 1916 wurde dem Kriegsbekleidungsamt des Gardekorps mitgeteilt, daß der Betrieb nicht die vorgeschriebenen Löhne zahle. Darauf entzog das Amt dem Unternehmer die Lieferungen. Nach den Ermittlungen der Schlichtungskommission hatte der Unternehmer den Arbeiterinnen in einem Jahr wenigstens 97 000 Mark zu wenig Lohn gezahlt. Obwohl der Betrieb geschlossen war und ein Teil der Arbeiterinnen Klage erhob, beteiligte sich die Mehrzahl nicht, weil sie glaubte, wenn die Nachzahlung an die klagenden Arbeiter geleistet sei, erhalte der Unternehmer wieder Arbeit, und in diesem Fall waren sie bereit wieder unter dem Tarif zu arbeiten. Den klagenden Arbeiterinnen wurden 45 000 Mark nachgezahlt.

In einem andern Fall stellte die Schlichtungskommission fest, daß den Arbeiterinnen bei Gewährung von Wochenlohn pro Tag wenigstens 75 Pfennig zu wenig Lohn gezahlt worden war, und verurteilte den Unternehmer zur Nachzahlung. Als das Geld zur Verteilung kam, fragte der Vertreter des Schneiderverbandes die Arbeiterinnen, weshalb sie nicht im Stücklohn gearbeitet hätten, wie es der Tarif vorschreibe. Sie erwiderten, im Stücklohn könne man nichts verdienen, daher hätten sie im Wochenlohn gearbeitet. Aus der Tatsache, daß ihnen 75 Pfennig pro Tag nachgezahlt werden mußte, erhellt die Dummheit dieser Äußerung. Fälle solcher Art sind wiederholt vorgekommen. So lehnten es die Arbeiterinnen einiger Betriebe direkt ab nach dem Tarif im Stücklohn zu arbeiten, obwohl ihnen immer wieder gesagt wurde, daß ihnen der gleiche Stücklohn gezahlt werde wie den Männern. In diesen Betrieben arbeitete die ganze Belegschaft im Gruppenakkord. Am Schluß der Woche wurde der Lohn im Verhältnis von 23 zu 38 verteilt. Dieser Verteilungsmodus entsprach dem im Frieden für die Zivilschneiderei geltenden tariflichen Wochenlohn von 23 Mark für Frauen und 38 Mark für Männer. Als dann, gegen den Willen der Arbeiterinnen, der Teilstücklohn unter Berücksichtigung der Einzelarbeitsleistung, mit gleicher Bezahlung für Männer und Frauen, eingeführt wurde, verdienten die Frauen statt bis dahin 25 bis 30, 40 bis 60 Mark wöchentlich. Ihre Löhne stehen jetzt denen der Männer gleich. Es sei noch erwähnt, daß die Einführung des Stücklohns sich als die einzige Möglichkeit erwies der Ausbeutung der weiblichen Arbeitskräfte entgegenzuwirken.

In der Aufsatzserie über die Frauenarbeit schreibt Genosse Max Quarck:

»Die Behandlung der neuen Frauenerwerbsarbeit durch die öffentlichen Gewalten und durch die gewerblichen Organisationen wie die öffentliche Meinung ist entsprechend ausgefallen: oberflächlich, unsystematisch, zum Teil ohne Verständnis für die große kulturelle Tragweite der sich anbahnenden Tatsachen.«<sup>1)</sup>

Da sich die Tätigkeit der Gewerkschaften in aller Öffentlichkeit abspielte, ist es immerhin wenig begreiflich, wie Quarck bei diesen Leistungen der Verbände und dem widerstrebenden Verhalten der Arbeiterinnen zu solchen Äußerungen kommt. Bei der hier gekennzeichneten Beurteilung der Lohnfrage durch die Frauen ist es nicht am Platz, wenn Quarck an an-

<sup>1)</sup> Siehe Quarck Ausdehnung und Bewährung der Frauenberufsarbeit, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 III, Seite 1210.

derer Stelle von der »Angst der Mittelmäßigkeit vor dem rührigen und deshalb gefährlichen Wettbewerb der Frau« redet. Gewiß wird trotz allen Verfehlungen der Frauen die männliche Arbeiterschaft sich nicht ablehnend gegen sie verhalten dürfen; aber es muß doch auch ruhig ausgesprochen werden, daß die Gleichgültigkeit der weiblichen Arbeiterschaft vom Arbeiter in der Werkstätte nicht mit Gleichmut angesehen werden kann. Wenn Frauen immer wieder unter dem Männerlohn arbeiten, obwohl ihnen wiederholt gesagt wird, daß ihnen der gleiche Lohn zusteht, daß sie ihn fordern sollen und daß ihnen dabei der Schutz der Gewerkschaft zuteil wird, so braucht man sich nicht zu wundern, daß es den Gewerkschaften nur selten gelingt die Forderung des gleichen Lohns für gleiche Leistung durchzusetzen.

Ob die Frauenarbeit in Zukunft die gleiche Ausdehnung behalten wird wie augenblicklich, ist eine Frage, die wohl heute niemand mit einiger Sicherheit entscheiden kann. Quarck ist der Ansicht, daß sich Entwicklungen von großer Tragweite anbahnen. Indes, vielleicht gehört der Umfang der Frauenerwerbsarbeit zu jenen Begleiterscheinungen des Krieges, von denen wir annehmen, daß sie mit dessen Beendigung wieder verschwinden werden. Es hängt doch nicht von dem Unternehmer allein ab, ob er an Stelle von Männern Frauen beschäftigen will. Zunächst ist es fraglich, ob die in der Munitionsindustrie beschäftigten Frauen in gleicher Zahl in der Friedensarbeit Verwendung finden können. Dann ist doch zu hoffen, daß für viele Frauen und ihre Familien der Ernährer zurückkehrt. Ist das der Fall, so werden sie kaum ohne zwingende Not einen Erwerb in der Fabrik oder andere schwere körperliche Arbeit übernehmen. Überhaupt kann man der Betätigung der Frauen auf jedem Gebiet sympathisch gegenüberstehen, ohne es doch für einen Fortschritt oder für wünschenswert zu halten, daß sie bei Erdarbeiten, in Sägewerken, bei der Eisen- und Straßenbahn, im Außendienst der Post und dergleichen beschäftigt werden. Nach meiner Erfahrung widerspricht es dem gegenwärtigen Empfinden die Frau bei grober oder gefährlicher Arbeit zu sehen. Daher sollten wir schon heute dagegen auftreten, daß Frauen in ungeeigneten Tätigkeiten wirken. Und dazu ist der Arbeiter besonders berufen, weil er ein fachmännisches Urteil über die Gefahren hat, die durch die Beschäftigung ungeübter Personen an ungeeigneten Plätzen entstehen können und deren Abwendung im Interesse aller in den Betrieben Beschäftigten liegt.

Vor dem Krieg betrachteten die jungen Mädchen die Erwerbstätigkeit nicht als Beruf sondern als vorübergehende Beschäftigung. Sie rechneten damit, daß sie in absehbarer Zeit heiraten, und daß sie dann der Sorge um ihren Unterhalt enthoben sein würden. Erfüllte sich auch diese Hoffnung selten, so hofften sie doch in jedem einzelnen Fall von neuem auf eine Veränderung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse, die sie von der Erwerbsarbeit befreien könnte. Denken nun die Mädchen und Frauen der Arbeiterschaft heute anders? Wer über die Antwort im Zweifel ist, dem sei empfohlen sich in einem beliebigen Betrieb mit den Arbeiterinnen darüber zu unterhalten. Es hat sich durchaus nichts darin geändert. Die Frau, deren Mann im Feld steht, hofft auf seine Rückkehr, die Braut auf den Bräutigam. Auch nach dem Krieg werden die Frauen nur dann erwerbstätig sein, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse sie dazu zwingen. Hier hat sich allerdings eine wesent-

liche Veränderung zu ihren Ungunsten vollzogen. Die Heiratsmöglichkeiten sind geringer geworden, und die zurückkehrenden Kriegsteilnehmer werden Zustände vorfinden, die ein Mitverdienen der Frau notwendig erscheinen lassen. Ob die Frauen es dann besser verstehen werden ihre Arbeitskraft richtig zu verwerten, ist leider zweifelhaft. Auch dann wird das junge Mädchen weiter auf die *gute Partie* hoffen, und die Ehefrau wird sich daran genügen lassen *etwas mitzuverdienen*. Und mit solchen Anschauungen wird auch die Gleichgültigkeit der Frau gegenüber dem Arbeitslohn weiter bestehen bleiben und gleiche Bezahlung von Männer- und Frauenarbeit deshalb nicht zu erreichen sein. Dem stehen aber dann nicht die Männer, sondern die Frauen hindernd im Weg.

Als der Krieg ausbrach, trat auch in den Kreisen der Gewerkschaftsmitglieder eine gewisse Verwirrung ein. Eine große Zahl männlicher Mitglieder wurde zum Heeresdienst eingezogen, andere glaubten, die gewerkschaftliche Organisation sei nicht mehr notwendig. Eine größere Verwirrung noch herrschte aber bei den weiblichen Organisierten. Prozentual war der Verlust an weiblichen Mitgliedern weit größer als an männlichen. Die zum Heeresdienst Eingezogenen sind der Gewerkschaft nicht dauernd verloren. Bei den Frauen muß man den Austritt aus der Gewerkschaft aber als eine Folge ihres allgemeinen Indifferentismus ansehen. Da viele Betriebe geschlossen wurden, verloren sich die Arbeitskolleginnen aus dem Wirkungsbereich der Organisation, und sie glaubten die Voraussetzung ihrer Organisationszugehörigkeit nicht mehr gegeben. Hätten sie die Arbeitsstelle in ihrem Beruf gewechselt und wäre die weibliche Arbeiterschaft in jedem Betrieb organisiert gewesen, so wären sie der Organisation erhalten geblieben. In dem neuen Gewerbe, dem sie sich zuwandten, wollten sie zunächst nur vorübergehend bleiben. Nun, da sie darin längere Zeit beschäftigt sind, erkennen sie wieder die Nützlichkeit der Organisation; nur daraus erklärt sich die wieder steigende Zahl der weiblichen Mitglieder. Hoffentlich werden die Frauen in Zukunft den Wert der Organisation besser und höher schätzen lernen als leider bisher.

Erreicht England sein Kriegsziel Deutschlands Handel und Industrie zu vernichten, so geht die Arbeiterschaft, die männliche wie die weibliche, schweren Zeiten entgegen. Erreicht England es nicht, so werden alle vorhandenen Arbeitskräfte, männliche wie weibliche, für absehbare Zeit hinreichende Arbeitsgelegenheit finden. Besinnen sich dann die Frauen auf sich selbst, lernen sie den Wert der Organisation erkennen, so werden sie in den Männern treue Kameraden haben, die die Interessen der Frauen so gut wie ihre eigenen vertreten und mit ihren Arbeitsgenossinnen gemeinsam den Kampf um die Gleichberechtigung und die wirtschaftliche Besserstellung des weiblichen Geschlechts führen.

## RAPHAEL SELIGMANN · DER DRANG ZUR MASSE



IN keinem andern Land Europas trägt das geistige Leben einen derart ausgeprägten sozialen Charakter wie es in Rußland fast seit den Anfängen seiner kulturellen Entwicklung der Fall ist. Der Primat des Sozialen machte sich hier von jeher auf allen Gebieten der geistigen Tätigkeit geltend, und ohne zu übertreiben kann man sagen, daß das Denken des russischen Menschen, sofern es



bestimmte kulturelle Formen annimmt, vom Sozialen förmlich beherrscht wird. Für diese Durchdringung mit dem gesellschaftlichen Moment hat der Russe einen besondern, nicht gut wiedergebbaren Ausdruck *Obščestvennostj*, geschaffen, der durch die Bezeichnung Gesellschaftlichkeit übersetzt werden mag, und der den Inbegriff sämtlicher gesellschaftlicher Bestrebungen und Aspirationen, sämtlicher gesellschaftlicher Unternehmungen und Aktionen in sich enthält. Eine bewußte Stellungnahme zum Sozialen hat auch der extremste Individualismus und Subjektivismus, der in der russischen Wirklichkeit und der russischen Literatur hin und wieder sein Wesen treibt.

Hand in Hand mit diesem Drang nach dem Sozialen geht der Drang zur Masse, der für die russische Fühlweise womöglich noch charakteristischer ist. Auch hier muß wiederum darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine dem allgemeinen europäischen Leben entlehnte Vorstellung auf dem russischen Boden oft einen total veränderten Inhalt in sich birgt. Das westeuropäische Soziale fällt nicht immer mit dem russischen Sozialen zusammen, weicht sogar mitunter sehr erheblich davon ab. Dieses deutet auf andere Voraussetzungen, eine andere Geistesrichtung und eine andere sozialpsychische Grundlage hin. Das westeuropäische Soziale baut sich meistens aus rationalen Elementen auf, es enthält das mehr oder minder klare Bewußtsein von gegenseitigen Verpflichtungen, gegenseitigen Bürgschaften und gegenseitigen Konzessionen in sich, das russische Soziale, das vornehmlich in dem Drang nach der Masse wurzelt, ist mehr elementarer und unmittelbarer Natur, und das Moment des Unbewußten spielt darin eine bei weitem hervorragendere und entscheidendere Rolle. Dieses im Drang nach der Masse verwurzelte Soziale hat ganz gewiß einen Stich ins Religiöse und weist auf irgendwelche Voraussetzungen religiöser Natur hin. Ein kurzer Seitenblick auf die kulturelle Entwicklung der russischen Gesellschaft wird vielleicht zu einem bessern Verständnis dieses Umstands beitragen können.

Die geistigen Interessen der russischen Gesellschaft bis etwa vor den Revolutionsjahren 1905 bis 1907 (nach dieser Periode hat sich die Sache etwas geändert) werden in der Regel von Lehren, Theorien und Konzeptionen bestimmt, die fast alle einen mehr oder minder fatalistischen Charakter in dieser oder jener Gestalt an den Tag legen. Es handelt sich da gewöhnlich um überwiegend materialistisch und positivistisch angelegte Welt- und Geschichtsauffassungen, Welt- und Geschichtsdeutungen, die der individuellen Initiative einen nur schmalen Raum gewähren und eine nur nebensächliche Rolle zuweisen. Es ist auffallend und zugleich bezeichnend, daß Bücher und Systeme, die im westlichen Europa einen nur mäßigen Widerhall weckten, hier auf einen starken und lebhaften Anklang wegen ihrer fatalistischen Tendenz stießen, und daß auch umgekehrt Bücher und Systeme, die im westlichen Europa den Gedankengang von Generationen bestimmten, wegen der ungenügenden Betonung des Unbewußt- und Elementar-Natürlichen hier einen spröden und widerstrebenden Boden fanden. So gehörte einmal Buckles Geschichte der europäischen Zivilisation, die den klimatischen und geographischen Bedingungen einen ausschlaggebenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Völker zuschreibt, zu den eifrigst gelesenen Büchern in Rußland; zu den viel gelesenen Büchern gehörte eine Zeitlang auch die Kulturgeschichte Lipperts, die meines Wissens keine allzu großen Erfolge im

westlichen Europa zu verzeichnen hatte. So haben sich seinerzeit die populärphilosophischen Schriftsteller Deutschlands in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, Büchner und Moleschott, die für einen recht naiven Materialismus Propaganda machten, beim russischen Publikum eines Rufes erfreut, der über ihr Ansehen in ihrem eigenen Heimatland weit hinausging. So konnte in neuerer Zeit ein Schriftsteller wie Max Nordau in Rußland eine Stellung einnehmen, von der er im westlichen Europa nie geträumt hätte; teilweise natürlich auch wegen seiner rein literarischen Begabung, die jedoch ohne Wirkung geblieben wäre, wenn er nicht diesem extremen Positivismus mit der daraus folgenden kräftigen Unterstreichung alles Elementaren und Naturnotwendigen gehuldigt hätte. Von den Soziologen des 19. Jahrhunderts war es besonders Spencer, der alle gesellschaftlichen Veränderungen aus rein biologischen Faktoren abzuleiten suchte, der sich der meisten Erfolge erfreute. Der Begründer des Positivismus, Auguste Comte, hat im intellektuellen Rußland eine Macht über die Geister erlangt, die er weder in seinem Heimatland noch im übrigen westlichen Europa auch nur im entferntesten auszuüben vermochte. Der Darwinismus mit seinem Zurückführen aller psychischen, intellektuellen und moralischen Kräfte auf den blind wirkenden Erhaltungstrieb fand seinerzeit eine ungemein rasche Verbreitung innerhalb der gebildeten Gesellschaft Rußlands. Von den deutschen Philosophen war es insbesondere Hegel, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts innerhalb der russischen Intelligenz die Geister ausschließlich beherrschte: die Lehre vom selbstherrlichen allmächtigen Logos, der über die Köpfe der Individuen majestätisch hinwegschreitet, die Auffassung vom Individuum als bloßem Ideenfutter imponierte in Rußland gewaltig. Hingegen konnte Kant mit seiner Lehre von der Autonomie des reinen menschlichen Willens trotz vielen Bemühungen und eifrigen Interpretationen in dem geistigen Boden Rußlands keine richtige Wurzel fassen. Noch weniger gelang es Fichte sich irgendwie hier einzubürgern. Schopenhauer wiederum mit seiner Lehre vom blinden Willen begegnete einer recht lebhaften Teilnahme. Von den neueren deutschen Philosophen sind es insbesondere die Empiriokritiker Mach und Avenarius, die sich ungewöhnlich rasch durchgesetzt haben: das Mach-Avenariussche Weltbild, das das Ichmoment vollständig ausschaltet, verbreitete sich in den philosophisch interessierten Kreisen Rußlands wie ein Lauffeuer. Hingegen fand Cohen mit seiner starken Betonung des Erkennens nur sehr schwer Eingang, und dies auch nur dank dem Eifer seiner russischen Schüler. Von den bahnbrechenden Denkern des 17. Jahrhunderts genießt der fatalistische Spinoza die meiste Popularität, während dessen Antipode Leibniz, der dem Moment des Fürsichseins, dem Moment des Individuellen also, eine für das Wesen des Weltganzen grundlegende Bedeutung beimaß, ein recht mangelhaftes Verständnis fand. Handelt es sich um die Wahl zwischen Berkeley und Hume, so wird Hume in entschiedener Weise der Vorzug gegeben. Der in philosophisch interessierten oder angehauchten Kreisen des westlichen Europas so hochgehaltene und gefeierte Plato findet in den entsprechenden Kreisen Rußlands eine recht kühle Aufnahme. Gegenüber Demokrit jedoch nimmt man eine freundlichere Haltung ein.

In alledem ist System. Überall offenbart sich hier unter veränderter Form und mannigfachen Gestalten ein gewisses Bedürfnis sich seines Ichs zu ent-

ledigen, um in irgendeiner großen Gesamtheit aufzugehen. Was in der Seele des einfachen Mannes aus dem Volk als religiöses Bedürfnis wirkt, als Bedürfnis sich der allumfassenden Gottheit hinzugeben, das tritt im Geist des intelligenten Vertreters in anderer Form zutage, in der Form einer gewissen Tendenz sich in irgendein weltumspannendes Ganzes aufzulösen. Hier wie dort das Verlangen nach dem Heteronomen, dem Fatalen, dem man sich hingeben könnte. In Dostojewskijs Brüdern Karamasow findet sich die eingeschaltete Episode mit dem Großinquisitor, die zu dieser ganzen von uns behandelten Frage eine nicht üble Illustration liefert. Der Großinquisitor läßt bekanntlich den plötzlich unter der Menge erscheinenden Christus festnehmen, mit der Begründung, daß dieser nicht über das Recht verfüge die seelische Ruhe der Menge zu stören. Die Menge habe die Verantwortung für das Dasein auf die geistliche Obrigkeit abgewälzt, um in Eintracht und Frieden mit sich und der Welt leben zu können. Die geistliche Obrigkeit habe ihre Macht über die Geister um den Preis des die Seele bedrückenden Wissens erkaufte. Sie allein leide und kranke unter der schweren Last der Verantwortung, während die Menge im sorgenlosen Glauben und Vertrauen dahinglebt. Christus stehe es also nicht zu das Gemüt der Menge wieder in Unruhe zu versetzen. Der Gedanke der Hingebung an ein großes Ganzes, in dessen Schoß die Einzelseele ungestört ruhen kann, spricht deutlich aus dieser Episode. Und es ist nur eine Variation dieses religiösen Bedürfnisses, wenn wir die russische Intelligenz von dem Bestreben beseelt sehen in die *Gesamtheit*, das *Volk*, die *Masse* zu versinken, mit der *Gesamtheit*, dem *Volk*, der *Masse* zu einem einzigen Ganzem zu verschmelzen.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Genossenschaftsbewegung / Heinrich Peus

Steinbach Helma Steinbach ist nun auch von uns geschieden, nur kurze Zeit nach ihrem vertrauten Lebensgefährten Adolph von Elm. Auch sie hat den selben leichten und schnellen Tod gehabt wie er. So wie von Elm hätte gewiß auch sie noch gern miterlebt, wie sich die Zukunft nach dieser furchtbaren Weltkriegskatastrophe gestalten werde. Auch sie konnte ja hoffen, was wir Lebenden alle hoffen: daß nach diesem Krieg die ganze Arbeiterbewegung, besonders aber die Genossenschaften, der ganze Sozialismus mit Riesenschritten seinen Weg nehmen werde. Mitten im Sturm hat sie davon gehen müssen. Wir Menschen sind ja als einzelne nur vorübergehende Erscheinungen, die eine von ihnen miterlebte und mitgeschaffene Entwicklung nur kurze Zeit mitmachen und dann davon müssen, um unterzutauchen im Milliardenheer derer, die früher waren. Aber Helma Steinbach ist glücklich gewesen. Sie hat eine große Zeit, die Jahrzehnte

des sozialistischen Aufstiegs, mit vollem Bewußtsein ihres Wertes miterlebt. Die letzten 30 Jahre ihres Lebens waren für ihr Streben äußerst erfolgreich. Das erkennt man am besten, wenn man heute nachliest, was sie für die Sozialistischen Monatshefte geschrieben hat. Alle ihre Artikel weisen eine prachtvolle Klarheit und Konsequenz auf. Ihr kann man in keinem Punkt nachsagen, daß sie früher einmal *ganz anders gedacht* habe, wie dies gerade bei recht berühmten Parteigenossen nur zu oft der Fall gewesen ist. Sie hat für die Gewerkschaften wie die Genossenschaften in den 30 Jahren ihres öffentlichen Wirkens immer die selbe bestimmte Auffassung vertreten, die sich durch die geschichtliche Entwicklung auch als die richtige erwiesen hat. So kämpfte sie insbesondere in ihrem Artikel *Gefährliche Strömungen in der Genossenschaftsbewegung* (1902 I, Seite 288 ff.) für die Neutralität der ihr so lieb gewordenen Konsumgenossenschaften und deren konsequente Weiterentwicklung gegen den Verbandsanwalt Crüger, der damals die auf systematische Entwicke-

lung ihres Grundprinzips drängenden Genossenschaften als *sozialdemokratisch* denunzierte. Alles, was sie vor 16 Jahren als erstrebenswertes Ziel hinstellte, hat sich aufs glänzendste bewährt. Im Jahr 1905 sprang sie nach dem Kölner Gewerkschaftskongreß in ihren Bemerkungen über die Genossenschaftsdebatte auf dem Kölner Gewerkschaftskongreß (1905 II, Seite 584 ff.) ihrem Freund Adolph von Elm bei, der heftig angegriffen worden war, als er von den Gewerkschaften auch die volle Berücksichtigung der Interessen der Genossenschaften forderte. In glühender Weise wandte sie sich gegen »dividendenschindende Konsumvereinsmeierei« und gegen gewerkschaftliche Unvernunft, die bei den Genossenschaften rücksichtslos das fordert, was sie bei den kapitalistischen Unternehmen gar nicht zu fordern wagt. Einige Jahre später sprach sie sich in ihrem Artikel Partei und Genossenschaft im internationalen Sozialismus (1910 III, Seite 1368 ff.) klar und richtig über die Bedeutung des Genossenschaftswesens für den internationalen Sozialismus aus.

Alles, was sie geschrieben hat, ist heute noch so richtig wie damals: der beste Beweis für die Klarheit ihrer Gedanken und die erfolgreiche Arbeit, die sie geleistet hat. Noch heute sind ihre Artikel für den Leser ein reiner Genuß. Ihr Wirken war für sie selber höchste Lebensfreude; für die Sache war sie von höchstem Wert.

**Deutsche Konsumgenossenschaftszentrale** In der Entwicklung des Zentralverbands deutscher Konsumvereine ist nach den Erfahrungen der ersten 3 Kriegsjahre nach dem Krieg eine gewaltige Steigerung zu erwarten. Die Mitgliedschaft der berichtenden Verbände ist von 1 717 519 auf 2 189 630 gestiegen. Noch 1903 besaß der Verband erst 573 085 Mitglieder. Rund 10 Millionen Menschen lassen sich im Deutschen Reich ihre Waren durch die Vereine des Zentralverbands besorgen. Die Gesamtzahl der Konsumvereinsmitglieder in Deutschland schätzt man auf 2 900 000, von denen also drei Viertel dem Zentralverband angehören. Der Umsatz der Vereine erhöhte sich von 493 auf 591 Millionen, freilich infolge der höheren Preise. Wird nach dem Krieg wieder der Bezug der Waren freigegeben, so dürfte sich ein kolossaler Aufschwung zeigen. Die Eigenproduktion in den 3 Jahren nach 1914 stieg von 106 auf 144 Millionen Mark. Etwa 100 Vereine ha-

ben bereits mehr als 1 Million Mark Umsatz. Die Gesamtsumme der Geschäftsguthaben aller Konsumvereinsmitglieder hob sich in den letzten 3 Jahren von 33,8 auf 42,6, die Reserven aller Art von 25,1 auf 38,1 Millionen Mark. Es wird dringend empfohlen die Geschäftsanteile von 30 auf mindestens 40 bis 50 Mark zu erhöhen. Die Spareinlagen bei den Konsumgenossenschaften des Zentralverbands wuchsen in den ersten 3 Kriegsjahren von 80 auf 122 Millionen Mark an. 1903 waren erst 6,2 Millionen Mark Spareinlagen vorhanden; damals besaß jedes Mitglied im Durchschnitt 10,85, 1916 dagegen 55,70 Mark Spareinlage. Der Wert des Grundbesitzes der Vereine stieg von 1914 bis 1916 von 101 auf 107, der Buchwert des Inventars und der Maschinen sank von 16,5 auf 9,1 Millionen Mark. Neue Verkaufsstellen wurden nicht errichtet, Reparaturen unterblieben, Neuananschaffungen fanden nicht statt. Die Geschäftslasten wuchsen von 61,3 auf 72,1 Millionen Mark, der Reingewinn sank von 25 auf 18,3 Millionen. Der feste Rabatt hielt sich absolut auf 16 Millionen, ging aber relativ ebenfalls von 3,32 auf 2,83 % des Umsatzes zurück. Der Reingewinn verminderte sich von 5,06 auf 3,1 % des eigenen Umsatzes. An diesem Rückgang sind natürlich die Kriegsverhältnisse schuld.

Am meisten litt unter diesen Verhältnissen die Großeinkaufsgesellschaft. Ihr Umsatz sank von 157,5 auf 107,7 Millionen Mark.

Günstiger steht es mit ihrer Eigenproduktion, die vielfach oder gar fast nur im Dienst der Kriegsgesellschaften arbeitet. Der Wert der Erzeugnisse hob sich zunächst von 10,5 auf 28,3, sank aber 1917 auf 23,1 Millionen Mark, weil Rohmaterial fehlte. Das Stammkapital der Großeinkaufsgesellschaft wurde von 6 auf 10 Millionen, die Reserven wurden von 8,1 auf 15,7, die Bankeinlagen von 21,7 auf 71,7 Millionen Mark erhöht. Die Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine steigerte ihren Umsatz von 4 222 000 auf 6 407 000 Mark. Neben 2 Millionen Mark Stammkapital besitzt sie 966 000 Mark Reserven und 3 157 000 Mark Spareinlagen. Diese Ziffern lassen für die Zeit nach dem Krieg die beste Fortentwicklung erwarten.

**Deutscher Konsumgenossenschaftstag 1918** Der 15. ordentliche Genossenschaftstag des Zentralverbands deutscher Konsumvereine, der am 17. und

18. Juni in Köln unter Beteiligung von etwa 850 Vertretern stattfand, legte infolge guter Vorbereitung der zur Beratung und Beschlußfassung stehenden Angelegenheiten eine große Geschlossenheit über wichtige Fragen an den Tag, wenn auch im einzelnen die nur in kurzen Debatten sich äußernden Meinungen auseinander gingen. Beachtlich war die Anwesenheit von Vertretern des Hauptverbandes deutscher gewerblicher Genossenschaften und des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Noch wichtiger aber war, daß auch Vertreter einer Reihe von Verbänden von Beamtenvereinen an der Tagung teilnahmen. Korthaus /Berlin/ erklärte mit Recht: Wo immer der Wiederaufbau der Wirtschaft erfolge, der genossenschaftlichen Organisation gehöre die Zukunft nach allen Richtungen.

Den Bericht des Vorstands gab in üblicher Gründlichkeit Heinrich Kaufmann. Er stellte den vollständigen Zusammenbruch des privaten Rabattsparwesens der Kleinändler fest, die vor dem Krieg behauptet hatten, die Rabattsparvereine seien ein Ersatz für die Konsumvereine. Er machte ferner über die Verbindung der Konsumvereine mit den landwirtschaftlichen Genossenschaften die folgenden wichtigen Bemerkungen: »Einige Konsumgenossenschaften haben landwirtschaftlichen Besitz zur bessern Verwertung der Abfälle ihrer städtischen Produktionsbetriebe und einer ergänzenden Produktion, wie Schweinemast, Gemüsebau usw. erworben. Diese eigene landwirtschaftliche Produktion wird stets im Verhältnis zum Bedarf an landwirtschaftlichen Produkten eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Entscheidend für die zukünftige Entwicklung ist der direkte Bezug der landwirtschaftlichen Produkte von den Produzenten, und zwar möglichst mit Hilfe der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung. Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln Zwischenhandel und Zwischengewerbe grundsätzlich und allseitig auszuschalten, sondern nur darum den unreellen und volkswirtschaftlich entbehrlichen Zwischenhandel beiseite zu schieben. Bei dem direkten Bezug der landwirtschaftlichen Produkte ist zu unterscheiden zwischen dem Nachbarschaftsverkehr, dem dezentralen Verkehr und dem zentralen Verkehr. Alle 3 Formen bestehen bereits. Ihre Anwendung ist zum Teil von der Art der landwirtschaftlichen Produkte abhängig, ob sie

leicht verderblich sind oder längere Reisen und Lagerung vertragen. Nachbarschaftsverkehr und dezentraler Verkehr finden sich leicht, sobald nur auf beiden Seiten der gute Wille zum gemeinsamen Werk vorhanden ist. Organisatorisch hingegen ist der zentrale Verkehr zu behandeln, der sich unter Mitwirkung der 50 Konsumgenossenschaftlichen Einkaufsvereinigungen in allen Teilen Deutschlands durch die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine und die vorhandenen etwa 50 landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaften vollziehen wird. Es wird die Aufgabe der Einkaufsvereinigungen sein den Bedarf ihrer angeschlossenen Konsumvereine in den für diese Art des Verkehrs geeigneten landwirtschaftlichen Produkten rechtzeitig vorher festzustellen und bei der Großeinkaufsgesellschaft anzumelden, die dann ihrerseits mit den landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaften in Verbindung treten wird, um Aufträge zu erteilen und Lieferungsverträge abzuschließen. Es ist zweifellos, daß dieser mit den denkbar geringsten Unkosten arbeitende Geschäftsverkehr beiden Teilen, den Konsumenten sowohl wie den Landwirten, entsprechende Vorteile zu bringen geeignet ist. Die Entwicklung dieses direkten Geschäftsverkehrs zwischen Konsumgenossenschaften und landwirtschaftlichen Genossenschaften würde aber weit über ihre unmittelbare Bedeutung hinaus eine wertvolle Grundlage für die Schaffung der notwendigen wirtschaftlichen Rüstung unseres Volkes abgeben.«

Über die Kriegsmaßnahmen des Vorstands berichtete Hugo Bästlein. Er legte dabei entschiedenen Protest einmal gegen die Beeinträchtigung der Konsumvereine seitens einzelner Gemeinden ein und forderte ferner, daß die Großeinkaufsgesellschaft in die Kriegsorganisation in jeder Beziehung wieder eingeschaltet werde. Die Gemeinden dürften sich nicht Einnahmen auf Kosten der Verbraucher verschaffen.

In der Debatte kam es zu einer Aussprache über die Reichsumsatzsteuer. Dabei drehte es sich um die Frage, ob der Genossenschaftstag nur eine ungerechte Sondersteuer für die Konsumvereine abwehren solle oder darüber hinaus ganz allgemein sich gegen indirekte Steuern zu wenden habe. Mit Recht wurde geltend gemacht, daß die Autorität des Genossenschaftstags nicht in Anspruch genommen werden dürfe, um die allgemeine politische Frage des di-

rekten oder indirekten Steuersystems zu entscheiden. Bekanntlich hat die Reichsregierung ausdrücklich im Plenum erklärt, daß die verschärfte Besteuerung kombinierter Betriebe bei Konsumvereinen nicht stattfinden solle. Die Einzelstaaten und die Gemeinden dürfen bei Unternehmen, die vorwiegend notwendige Lebensmittel verteilen, von diesen Waren überhaupt keine Umsatzsteuer erheben.

Über die Beteiligung der Beamten an der Konsumgenossenschaftsbewegung sprach Heinrich Lorenz. In der Debatte betonte Schils, daß an der Neutralität des Zentralverbands nach seinen langjährigen Erfahrungen kein Zweifel bestehen könne. Auch der Vorwurf, daß nur mit einer bestimmten Gewerkschaftsrichtung Tarife abgeschlossen würden, sei völlig unzutreffend. In der einstimmig angenommenen Resolution heißt es: »Die wirtschaftliche Lage der Beamten und Festbesoldeten rechtfertigt deren Beteiligung an der Konsumvereinsbewegung, und es darf ihnen die Mitgliedschaft und die Mitarbeit in den Konsumvereinen durch keinerlei Maßnahmen von Behörden, Vorgesetzten oder Arbeitgebern erschwert oder unmöglich gemacht werden. . . Die Gründung besonderer Vereinigungen, Beamtenkonsumvereine usw. ist unwirtschaftlich und deshalb zu vermeiden. . . Durch geeignete Maßnahmen in den Konsumvereinen ist den Beamten und Festbesoldeten die Arbeit in den Verwaltungskörperschaften zu ermöglichen und ihnen eine angemessene Vertretung in diesen zu sichern.«

Liebmann /Frankfurt am Main/ sprach über die Forderungen des Zentralverbands deutscher Konsumvereine zur Neuorientierung. Hierüber wird später noch eingehender zu berichten sein. Eine Reform des Genossenschaftsrechts kommt dabei vor allem in Betracht. Bästlein begründete in einem Referat über Übergangswirtschaft die dringliche Forderung der vollen Einschaltung der Konsumvereine und ihrer Großeinkaufsgesellschaften in die Organisation der Übergangswirtschaft.

Endlich ist bemerkenswert, daß dem Tarifamt die Aufgabe überwiesen wurde »die Höhe der Teuerungszuschläge festzusetzen. Diese Festsetzung soll für alle Genossenschaften, die der Tarifgemeinschaft angehören, verbindlich sein.« Gegen wenige Stimmen wurde dies beschlossen.

Der nächste Genossenschaftstag soll in Hamburg stattfinden.

**Kriegsfolgen** Auch die landwirtschaftlichen Genossenschaftszentralen klagen über Ausschaltung ihrer Tätigkeit infolge der Kriegsverhältnisse. In der Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaftspresse vom 15. Juni lesen wir: »Leider ist es eine Folge der Kriegswirtschaft, daß das eigentliche genossenschaftliche Geschäft der Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften immer mehr eingeschränkt, und daß es den Zentralgenossenschaften immer schwerer und in mancherlei Hinsicht zuletzt unmöglich wurde die angeschlossenen Genossenschaften vorzugsweise zu versorgen. Die Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften wurden je länger je mehr behördliche Warenverteilungsstellen und mußten als solche die Verteilung nach den ihnen gewordenen Vorschriften ausführen. Dadurch haben sich naturgemäß die Verbindungen zwischen den Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften und den Einzelgenossenschaften gelockert, und auf der engen Verbindung zwischen beiden beruht doch die Stärke des genossenschaftlichen Warengeschäfts.«

Energischer Widerspruch wird an der selben Stelle gegen die Verdrängung der Genossenschaften durch den Handel erhoben: »Wenn in der Kriegszeit hier und da Stimmen laut geworden sind, die den Handel für leistungsfähiger erklärten als die Zentralgenossenschaft, so sollten derartige Behauptungen nicht kritiklos hingenommen werden. Die Zentralein- und -verkaufsgenossenschaft muß die Ware, soweit sie noch über solche verfügt, ihren Genossenschaften in entsprechendem Verhältnis zur Verfügung stellen, sie muß dabei den frühern Bezug der einzelnen Genossenschaft berücksichtigen und anderes mehr. Der Händler ist in dieser Beziehung unbeschränkt und in der Lage eine Genossenschaft ohne Rücksicht auf seine frühere Kundschaft zu beliefern, wenn er sich für die Zukunft davon Vorteile verspricht. Es muß aber einmal deutlich ausgesprochen werden, daß der Handel innerhalb der geschlossenen genossenschaftlichen Bezugsorganisation entbehrt werden kann. Die genossenschaftlich organisierte Landwirtschaft hat sich in ihren Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften den Großkaufmann geschaffen, dessen sie bedarf, um in dem schwierigen Einkaufsgeschäft selbst an den großen Warenmarkt heranzukommen. Es würde in hohem Maße töricht sein die selbstgeschaffene Organisation im Stich

zu lassen. Wie die einzelne Genossenschaft von ihren Mitgliedern genossenschaftliche Treue verlangt, so soll sie selbst diese aber auch den Zentralgenossenschaften gegenüber wahren. Es muß ernstliche Sorge aller genossenschaftlichen Kreise sein die genossenschaftliche Bezugsorganisation so stark wie möglich auszubauen, damit sie für ihre verantwortungsvolle Aufgabe nach dem Krieg gerüstet ist, damit die Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften in der schwierigen Übergangszeit und bei den bevorstehenden Umwälzungen im Wirtschaftsleben das leisten können, was die Genossenschaften von ihnen erwarten und wozu sie selbst außerstande sind. Nicht weniger gilt das für den Absatz. Der genossenschaftliche Absatz muß erst ausgebaut werden, er stand vor dem Krieg auf vielen Gebieten erst in den Anfängen. Das muß anders werden, wenn die Landwirtschaft selbst Einfluß gewinnen will auf die Preisgestaltung. . . Versäumt die Landwirtschaft die jetzt gebotene Gelegenheit den gemeinsamen Absatz auszubauen, so darf sie sich später nicht beklagen, wenn sie auch zukünftig auf die Preisgestaltung keinen Einfluß hat. Sie kann diesen Einfluß, auf den sie Anspruch hat, und der bei erstem Willen auch erreichbar ist, einzig und allein aber dadurch erlangen, wenn sie im genossenschaftlichen Zusammenschluß ihre Kräfte sammelt.«

**Raiffeisen** Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hat am 30. März Anlaß gehabt den 100jährigen Geburtstag seines Gründers F. W. Raiffeisen zu feiern. Der vom Wucher bedrängte Bauer, der unter ungünstigen Bedingungen einkaufte und verkaufte, war für den aus einem armen Westerwalddorf stammenden Raiffeisen der Gegenstand seiner Sorge. Als Bürgermeister in den kleinen Orten Weyerbusch, Flammenfeld und Heddesdorf hatte er die nötigen wirtschaftlichen Erfahrungen gemacht. Während V. A. Huber um die gleiche Zeit die Aktion der Rochdaler Pioniere für den Konsumgenossenschaftlichen Gedanken nach Deutschland zu verpflanzen sich bemühte (bekanntlich ohne erheblichen Erfolg, der erst um die Wende des Jahrhunderts durch bessere Erkenntnis der Arbeitermassen kam), hat Raiffeisen schon bald große Erfolge erzielt. In der Konsumgenossenschaftlichen Rundschau vom 27. April 1918 wird mit Recht ausgeführt: »Wenn heute das deutsche land-

wirtschaftliche Genossenschaftswesen zu ungeahnter Blüte gediehen ist und der Raiffeisenverband trotz manchen Erschütterungen noch immer unter seinesgleichen eine achtungsgebietende Stellung einnimmt und Hunderttausenden deutscher Bauern zuverlässigste Stütze und Schutz im Kampf ums Dasein leiht, so ist das vor allem Verdienst Raiffeisens, seiner zähen, selbstlosen, grundlegenden Arbeit. Seine Schöpfungen haben vorbildlich gewirkt in weiten Gebieten der Kulturwelt. Nicht nur in Österreich-Ungarn sondern auch in Rußland und den Balkanländern hat der Name Raiffeisen guten Klang und kennzeichnet den Charakter der dortigen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung; und in anderen Ländern hat man von ihm vieles gelernt und nachgeahmt. Raiffeisen war der Typ des echten Genossenschafters, der felsenfest an die Güte und den Sieg seiner Sache glaubt und in diesem Glauben Schwierigkeiten nicht achtet, durch gelegentliche Mißerfolge nicht beirrt und durch reichen Ertrag letzten Endes für die Treue gegen den als recht erkannten Gedanken belohnt wird. Er verband, wie einer der besten Kenner seines Wirkens, der jüngst verstorbene Ministerialdirektor a. D. Professor Dr. Thiel, treffend sagt, in einem seltenen Grade die Begeisterung und zähe Hingabe eines ganz überzeugten Schwärmers für die höchsten Ideale mit praktischer Geschäftsbegabung und tiefer Kenntnis der Menschennatur und ihrer Nöte und Schwächen. Die hohe Verehrung, die anlässlich des Gedächtnistags in allen Kundgebungen der landwirtschaftlichen Presse für Raiffeisen zutage trat, ruht auf der festen Grundlage redlich erworbenen Verdienstes. Sie wird geteilt von den Konsumgenossenschaften, die gleich Raiffeisen durch die gesammelte Kraft der wirtschaftlich Schwachen, durch organisierte, planmäßige Selbsthilfe Not und Bedrängnis zu lindern und zu beseitigen und geordnete, erträgliche Verhältnisse für die Familien der Genossenschaftsmitglieder zu schaffen bemüht sind. Raiffeisen war auch unser in dem Sinne, daß alle vom rechten Geiste getragene Genossenschaftsarbeit letzten Endes jedem einzelnen Gliede der großen Genossenschaftsbewegung zugute kommen muß.«

**Kurze Chronik** Auf dem Verbandstag der bayrischen Konsumvereine versicherte der bekannte Bauernführer Heim, daß, wo es durch

gemeinschaftliches Zusammenarbeiten möglich sei die Interessen der Konsumvereine und landwirtschaftlichen Genossenschaften zu fördern, sie dazu jederzeit gern die Hand bieten würden.  $\diamond$  Der Konsumverein Hannover erzielte im letzten Halbjahr bei 14 600 Mitgliedern 1 499 000 Mark Umsatz. Die Generalversammlung stimmte der Eilverleibung des Wülfeler Konsumvereins bei. Der Geschäftsanteil ward von 30 auf 50 Mark erhöht.  $\diamond$  Der Bielefelder Konsumverein hatte nach seinem letzten Bericht 23 885 Mitglieder und 6 101 163 Mark Umsatz. Davon entfallen auf die Bäckerei 1 297 406 Mark und auf die Schlachterei 1 752 845 Mark.  $\diamond$  Der Konsumverein München-Sending brachte es im letzten Jahr auf 46 327 Mitglieder und 8 104 209,84 Mark Umsatz im eigenen Geschäft.  $\diamond$  Die Genossenschaftsbewegung Finnlands hat sich gespalten. Die Arbeiterkonsumvereine haben sich von den Bauerngenossenschaften getrennt und auch eine eigene Großeinkaufsgenossenschaft gebildet. Den Arbeiterkonsumvereinen gehören etwa 150 000 Personen an, die etwa 200 Millionen Mark Umsatz erzielen. Sie sind daher wohl imstande eine selbständige Bewegung zu bilden. Vielleicht arbeiten die getrennten Verbände nach einigen Jahren Trennung besser mit einander, als wenn sie in einer Organisation ständig gegen einander Streit führen.  $\diamond$  Gemeinsamen Großeinkauf plant der Verband deutscher Hausfrauenvereine. Der konsumgenossenschaftliche Gedanke setzt sich überall durch. Wozu aber neben eine schon bestehende ausgezeichnete Organisation eine gleiche, sicher weit unvollkommener wirkende setzen?

### Frauenbewegung / Dora Landé

Steinbach Helma Steinbach hat bis zu ihrem letzten Atemzug mit der ihr eigenen Hingebung und Energie ihre Kräfte für die Ideale der Arbeiterbewegung eingesetzt. Es wäre falsch sie für die eigentliche Frauenbewegung in Anspruch zu nehmen. Sie war nicht Frauenrechtlerin in dem begrenzten Sinn der bürgerlichen Kämpferinnen, so wenig wie irgendeine der führenden Sozialdemokratinnen sonst. Aber in weiterer Bedeutung gehört sie dennoch der Frauenbewegung an. Sie arbeitete in einer Zeit, wo auch das männliche Proletariat sich noch sehr gleichgültig gegen die Lage der weib-

lichen Kolleginnen verhielt und die arbeitenden Frauen selbst kaum Interesse an der Hebung ihres Daseins bekundeten, für deren Organisation und geistige Aufklärung. Schon im Jahr 1888, als noch die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung überhaupt in der politisch aufstrebenden deutschen Arbeiterschaft heiß umstritten war, begriff sie deren Notwendigkeit auch für die weiblichen Arbeiterinnen, und zwar nicht nur zur Besserung der Lebensbedingungen der Frauen sondern auch für die kraftvolle Entwicklung der organisatorischen Macht des gesamten Proletariats.

Sie war es vor allem, die immer wieder darauf hinwies, wie untrennbar die Interessen der männlichen Arbeiterschaft mit denen der weiblichen dem Kapital gegenüber verknüpft wären; daß es nicht nur zum Vorteil der Frauen sondern auch zu dem der Männer wäre die Entlohnung der Frauen ihrer Leistung entsprechend gestalten zu helfen, damit nicht bei der steigenden Tendenz der Frauenarbeit in allen Berufen schließlich die Männer zum Lohnniveau der Frauen herabsinken. In einem Artikel der Sozialistischen Monatshefte, deren Mitarbeiterin sie war, über den Stuttgarter Gewerkschaftskongreß (1902 II, Seite 628) berichtet sie noch, wie ihr immer wieder von organisierten Arbeitern entgegengehalten wurde: »Ich bin organisiert und zahle meinen Beitrag. Für meine Frau hat die Organisation ja doch keinen Zweck!« Und 2 Jahre früher, in einem andern Aufsatz dieser Zeitschrift (1900, Seite 487 f.) klagt sie die Arbeiter wegen der elenden Lage ihrer Berufskolleginnen an: »Aber wo stehen die Frauen? Eine Million weiblicher Lohnsklaven im Kampf ums Dasein. . . in scheußlicher Knechtung des Leibes und der Seele! Eine Geißel für ihre männlichen Genossen, ein tausendmal erwünschter Hemmschuh, wenn der Mann . . . versucht den Moloch Kapital einen Schritt zurückzudrängen. . . Aber wie ist denn das? Jeder dieser politisch aufklärten Männer hat doch irgendeiner dieser Konkurrentinnen nahe gestanden: warum zeigte er ihr nicht den Weg, warum gab er ihr nicht die selbe Waffe, womit er den Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung führte, und schaffte uns damit eine doppelte Armee?« Wie ungeheuer bedeutungsvoll die Organisierung der Frauen jetzt in der Kriegszeit bei dem flutartigen Ansteigen der Frauenarbeit geworden ist, das hat Helma Steinbach aber auch ge-



rade in den letzten Jahren noch mit immer wiederkehrender Eindringlichkeit betont.

Wie für die gewerkschaftliche, so agitierte Helma Steinbach ihr Loben lang für die genossenschaftliche und die parteipolitische, die sozialistische Organisation der Arbeiterinnen. In diesen 3 Zweigen der proletarischen Bewegung sprach sich für sie die Zukunftshoffnung einer bessern und gerechtern Gesellschaftsordnung aus, die nur erfüllt werden konnte, wenn die große Idee der Menschheitsbefreiung auch die Seele der Frauen durchglühte. Aber auch um der Frauen selber willen wollte sie sie dem Elend und der geistigen Gleichgültigkeit entreißen. War sie selbst doch eine lebendige Seele, ein Mensch, der niemals in dem rein weiblichen Erleben unterging, der bis zur letzten Stunde dem Ganzen, der Aufgabe hingegeben war, die ihr persönlich in diesem Ganzen gestellt schien. So empfand sie es auch in anderen nur als Begrenztheit oder Selbstsucht völlig vom eigenen Schicksal umstrickt dahinzuleben, und die Frau galt ihr darin gleich dem Mann. In diesem Sinn war Helma Steinbach also auch Kämpferin für die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus geistiger Enge. In ihrer eigenen Persönlichkeit verkörperte sie jedenfalls den Typus der *neuen* Frau. Es war eine Freude ihre Aktivität, ihre leidenschaftliche Anteilnahme an allen öffentlichen Fragen noch im hohen Alter zu sehen, zu beobachten, wie sie die Menschen liebte, die sich wie sie selbstlos einem großen Ziel widmeten, und wie sie umgekehrt mit rücksichtsloser Geradheit Eitelkeit und Selbstsucht im politischen Kampf verdammt. In dem schönen Zusammenleben mit von Elm verwirklichte sie das Ideal einer Gemeinschaft zwischen zwei gleichgerichteten selbständigen Persönlichkeiten.

In Helma Steinbach starb eine Frau aus der Generation weiblicher Kämpferinnen, die das gelobte Land eines neuen Daseins mit erobern halfen.

**Sexualordnung und Beruf** Schon seit einem Jahrzehnt ist die sexuelle Frage in einer endlosen Reihe von Schriften erörtert worden. Jetzt, unter der ungeheuren Menscheneinbuße des Krieges, rückt sie durch ihren engen Zusammenhang mit dem Bevölkerungsproblem in ein allgemeines Gesichtsfeld. Einer Frau, Grete Meisel-Heß, gebührt entschieden das Verdienst die Probleme

des Geschlechtslebens zum erstenmal im weitesten Sinn und mit Heranziehung eines ungeheuer interessanten Materials aus den Literaturen aller Zeiten und Völker dargestellt zu haben. Nachdem sie schon vor Jahren in ihrem Buch *Die sexuelle Krise* (siehe diese Rundschau, 1909 III, Seite 1724) mit größter Offenheit den tiefen Zwiespalt, die unhaltbaren heuchlerischen Zustände geschildert hatte, die aus der offiziellen Sexualordnung unserer Zeit für Mann und Frau sich ergeben, veröffentlichte sie nun während des Krieges, nach der Forschungsarbeit fast eines Jahrzehnts, 2 weitere Bände: *Das Wesen der Geschlechtlichkeit* und einen *Ergänzungsband Die Bedeutung der Monogamie*, beide bei Diederichs in Jena. In ihrem ersten Buch hatte sie ihre weiteren Pläne dahin angekündigt, daß die folgenden Bände eine Untersuchung und Kritik der Reformvorschläge geben sollten, »die zur Entwirrung der sexuellen Krise in unserer Zeit entstanden sind«, und zum Schluß »den Versuch des Systems einer neuen Sexualordnung, das der Zukunft«, bringen würden, die sich aus den schon vorhandenen Aufsätzen ergeben dürfte. Die Disposition, die dem nun vorliegenden Werk vorausgeschickt ist, zeigt aber, daß sie ihren Plan geändert hat. Nunmehr will sie »die Beziehungen der sexuellen Krise zu der sozialen Frage, zum Krieg, der diese Krise aufs äußerste verschärfte und sie allgemein erkennbar machte, zu Moral, Rasse und Religion und insbesondere zur Monogamie« darstellen und endlich in einem Schlußband die »prinzipielle Bedeutung der Monogamie als solcher« untersuchen. In dieser Beschränkung des Programms auf die Erforschung dessen, was ist, liegt, im Vergleich zu der ursprünglichen Absicht, ein Verzicht. In der Zwischenzeit hat sich bei der Verfasserin ein Sinneswechsel vollzogen. Eine der bewegenden Kräfte des Bundes für Mutterschutz und Sexualreform, betont nun Meisel-Heß mit immer wiederkehrender Eindringlichkeit die monogamische Ehe als die idealste und kulturell wünschenswerteste Form der Liebesbeziehungen der Geschlechter für alle Zeiten, wenn sie auch daneben das freie Liebesverhältnis, sofern es monogamisch rein erhalten wird, nicht verdammt. Als sittliches Vorbild gelten ihr die sexuellen Zustände und Anschauungen unserer Eltern. Damit wendet sie sich von den Bestrebungen des Bundes ab, die doch auf eine Neuschöpfung der äußeren und inneren Formen des Liebes-

lebens gerichtet sein wollten. Indes, ich bin weit davon entfernt der Verfasserin eine Kritik oder selbst eine Anschauungsänderung im Sinn einer Fortentwicklung und Vertiefung auf Grund von wissenschaftlichen Studien und Lebenserfahrungen zu verübeln. Denn so notwendig und verdienstvoll für den Schutz der unehelichen Mutter, und so aufklärend und befreiend im Kampf um die Gleichstellung der Frau mit dem Mann in erotischer Beziehung der Bund für Mutterschutz auch gewirkt hat, so kann man doch sagen, daß seine Propaganda für eine neue und freie Ehe den zunächst noch bestehenden Verhältnissen insofern zu wenig Rechnung trug, als sie weder der gedrückten Lage der Frau im Erwerbsleben noch dem unentwickelten Verantwortlichkeitsgefühl der männlichen Jugend noch vor allem der Stellung der Gesellschaft und der öffentlichen Verbände zur Frage des Mutterschutzes in genügender Weise entsprach. Immerhin, Meisel-Heß, die in ihren Schriften so ungeheuer viel kulturhistorisches Wissen aufgehäuft hat und auch die sozialistische Literatur zu kennen scheint, sollte auch ihrer eigenen Zeit gegenüber nicht unterlassen historisch zu denken. Dann würde sie einsehen, daß wir es bei den Erfahrungen des Bundes nur mit den Kinderkrankheiten einer im Grunde gesunden und ganz folgerichtigen Reformbewegung zu tun haben, die nur allzu stürmisch propagiert und als natürliche Reaktion auch allzu willig aufgenommen worden ist. Die psychologische Erklärung für Meisel-Heß' Sinnesänderung scheint weniger in einer neuen sozialetischen Erkenntnis zu liegen, als vielmehr in der Besorgnis, daß man der Geister, die man rief, nicht würde Herr bleiben können. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl verleiht ihrer ganzen Darstellung wohl ein hohes Pathos, einen starken sittlichen Wert, ist aber auch der Grund zu einer merkwürdigen Einseitigkeit der Betrachtung des Liebesproblems und auch zu einer Verachtung des innern Werts und der sozialen Bedeutung der weiblichen Berufsarbeit, die jeder sozialetischen Erkenntnis zuwider läuft. Die ganze Entwicklung der weiblichen Psyche in den letzten Jahrzehnten, die geradezu ein geistiges Eheproblem hat entstehen lassen, alles das, was die Verkettung der sozialen Probleme mit dem Erotischen an tief innerlichen Konflikten geschaffen hat, alle diese Imponderabilien schätzt die Autorin zu gering ein; ja, sie schiebt sie absichtlich beiseite, sie

will sie nicht gelten lassen. Der Mensch, vor allem wohl die Frau, soll die übertriebene Geltendmachung ihrer Individualität aufgeben, die ihrerseits zur Entfremdung in allen Liebesbeziehungen führen könne. Welche starken sexuell-körperlichen Impulse, gerade der edelsten Art, von der Sphäre des Geistigen, des Individuellen ausgehen können, wie andererseits der Mangel an innerer Harmonie zu körperlicher Entfremdung führen muß: das alles will die Verfasserin nicht sehen. Der Mensch soll sich in der intimsten Lebenssphäre bescheiden: »Ansprüche subjektivster Art an Ehe und Erotik sind heute unmöglicher denn je zu erfüllen. Der Daseinskampf ist grauenhaft schwer geworden. Wer eine Ehe gefunden hat, in der auch nur die Fundamente einer Existenz mit gutem Willen geboten sind und einige Anhänglichkeit da ist . . ., kann Gott danken. . . So dachten unsere Eltern.« Also das Eingehen einer Ehe aus nur oberflächlicher Übereinstimmung und das unbedingte Festhalten an einem Bündnis aus materiellen Gründen. Das soll dann die Basis ergeben, auf dem ein streng monogamisches Ehebündnis aufgebaut ist. Den andern Ausweg für die Frau: Arbeit und Freiheit, will Meisel-Heß nicht gelten lassen. Denn die Berufsarbeit der Frau bedeutet, anders als die des Mannes, für sie Sklaverei. »Frei ist der Mensch, der, in erster Linie, über seine eigene Zeit, die Einteilung seines Lebens und die Art seiner Beschäftigung frei verfügen kann. Also eine Frau nur dann, wenn sie in einer Situation lebt, die sie vor dem Frondienst in einem Broberuf, zu dem sie nicht ein innerer Antrieb führte, bewahrt. Diese Situation bietet ihr also mit nichts eine scharf spezialisierte, mechanisierende Erwerbstätigkeit, die sie für 8 bis 10 Stunden des Tages zur Sklavin macht, sondern nur ein Elternhaus, in dem der Vater, oder eine Ehe, in der der Mann für sie Brot erwirbt: dann ist sie relativ frei.« Das bedeutet die Rückkehr zu den alten Gebundenheiten der Familie und der Versorgungssehe, an denen gerade der beste Teil der vorigen Generation geistig und seelisch fast zugrunde gegangen ist, und von denen uns doch vor allem der Bund für Mutterschutz durch »eine neue gesellschaftliche Sittlichkeit, eine neue und freie Ehe«, von denen uns ja selbst die bürgerliche Frauenbewegung zu erlösen versprach. Es grenzt fast an Banalität demgegenüber darauf hinzuweisen, daß doch nur der wirtschaftlich auf

eigenen Füßen Stehende äußerlich und innerlich frei ist, durch welche Arbeit es auch immer sei. Freie Verfügung über seine Zeit hat nur der Pflicht- und Berufslose. Die im Elternhaus lebende Künstlerin oder Schriftstellerin, der es nicht gelingt ihren Lebensunterhalt vollständig zu bestreiten (das werden diese *Freien* wissen), noch mehr die Nurhaustochter; kann in jeder ihrer selbständigen Meinungsäußerungen, in ihrem Verkehr, in der Art ihrer Vergnügungen gebunden sein. Die Kontoristin mit einem auskömmlichen Gehalt ist zwar nicht Herrin ihrer Zeit, aber, auch im Elternhaus, Herrin ihrer selbst.

Wir wollen natürlich vor dem schweren Problem der Berufsarbeit der Hausmutter nicht die Augen verschließen. Vollkommen wird der Zwiespalt durch die natürliche Fessel der Mutterschaft mit keiner Reform zu lösen sein. Aber der Krieg, der die Notwendigkeit der Berufsarbeit für so viele verwitwete Mütter gebracht hat, wird uns neue Formen der Arbeitsverfassung finden lassen, die auch der Allgemeinheit zugute kommen werden. Im übrigen sind gerade durch den Krieg die Tendenzen, die ursprünglich zur weiblichen Berufsarbeit geführt haben, so ins ungeheure gesteigert, daß die Frau sich immer mehr zur wirtschaftlichen Selbständigkeit wird durchringen müssen. Auf dieser Grundlage aber werden neue sittliche und moralische Begriffe erwachsen, die sich schwerlich in der Betonung der Grundsätze unserer Eltern und Voreltern erschöpfen dürften.

**Kriegerwitwenarbeit** In dem Bestreben die Witwen der gefallenen Krieger weder der außerhäuslichen Fabrikarbeit noch dem Elend der Heimarbeit preiszugeben, wird man, wie es den Anschein hat, zu neuartigen Wohlfahrtsveranstaltungen gelangen, die mit einem Schlag den Beginn einer ganzen Reihe von wichtigen technischen und sozialen Reformen einleiten: neben der hygienischen und technischen Verbesserung der Heimarbeit auch eine gerechtere Entlohnung, dann die Zentralisation der Hauswirtschaft und der Kindererziehung für die Familien der Gefallenen, die Reform der Wohnungsverhältnisse usw. Alles dies freilich erst in kleineren Kreisen. Aber es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß hier ein Keim zur Lösung des allgemeinen Problems, des Konflikts zwischen Beruf und Hausmutterchaft erblickt werden kann. Es sind Organisationspläne für die Be-

schäftigung von Kriegerwitwen im eigenen Heim oder in Werkstätten unabhängig von einander entstanden, die sich auf ein Haar gleichen: ein Beweis, wie diese Gedanken in der Luft liegen, wie notwendig ihre Ausführung erscheint. Der eine dieser Pläne geht von der Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht aus und ist von ihrem Vorsitzenden P. Mayet und der Leiterin der Mutterhilfe dieser Vereinigung Lotte Möller ausgearbeitet worden, scheint aber noch nicht im Druck erschienen zu sein. Einen ganz ähnlichen Vorschlag hat Thekla Landé in der Staatsbürgerin veröffentlicht. Am weitesten gediehen ist ein Projekt, das von einer Reihe von sozialinteressierten Persönlichkeiten in Karlsruhe ausgeht. Sie haben eine Genossenschaft, Familienhilfe, gegründet, deren Satzung schon veröffentlicht ist (Karlsruhe Buchdruckerei Fidelitas), und die bemüht ist durch ein Flugblatt weitere Mitglieder zu gewinnen. Auch hat diese Vereinigung in Baden schon mit den staatlichen und städtischen Behörden, mit dem Roten Kreuz, vor allem auch mit dem Zentralverband deutscher Konsumvereine Fühlung genommen. Aber auch dieser Plan steht vorläufig nur auf dem Papier, weil durch die Beschlagnahme der Rohstoffe die Inangriffnahme von Arbeit vorerst unmöglich sein soll. »Die Genossenschaft Familienhilfe bezweckt unter Ausschluß jeder Gewinnabsicht die Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage ihrer minderbemittelten Mitglieder, hauptsächlich der Familien der gefallenen Krieger und der Kriegsinvaliden, und will das erreichen: 1. durch Verwertung der Arbeitskraft ihrer beruflich tätigen Mitglieder im eigenen Heim oder in besonderen Werkstätten gegen angemessene Vergütung, insbesondere durch Verbesserung der Qualität und den planmäßigen Vertrieb ihrer Arbeitszeugnisse sowie durch die gemeinsame Beschaffung der hierfür nötigen Betriebsmittel, 2. durch Hebung der Konsumkraft ihrer Mitglieder vermittelt genossenschaftlicher Befriedigung der gemeinsamen Lebensbedürfnisse und Gebrauchsgegenstände und durch Beschaffung von guten und preiswerten Wohnungen im Zusammenarbeiten mit bestehenden gemeinnützigen Bauvereinigungen, 3. durch Einrichtungen und Veranstaltungen, die der Wohlfahrt der Mitglieder und ihrer Familien dienen, insonderheit die Haushaltsführung und Kindererziehung erleichtern und verbessern.« In Karlsruhe besteht die

Absicht die arbeitenden Genossenschaftsmitglieder in der Gartenstadt Ruppurr oder in den Häusergruppen des Miets- und Bauvereins von Karlsruhe anzuschließen. Diese Wohnungen sollen mit elektrischer Kraft zum Antrieb der Näh- und anderer Maschinen ausgestattet sein. Eine Gemeinschaftsküche, die das Essen durch Wärmewagen in die einzelnen Wohnungen liefert, würde den Frauen die Hausführung abnehmen und eine weit bessere Ernährung, als der Einzelhaushalt es vermag, herbeiführen. Krippe und Kindergarten sollen die Säuglinge und Kleinkinder während der Arbeitszeit der Mütter bewahren. Die beiden anderen Projekte, die mit weiblicher Sachkenntnis schon mehr auf die Einzelheiten eingehen, zeigen, wie durch die Nachbarschaft von Arbeitsstätte, Krippe, Kindergarten und Speisehaus oder Einzelwohnung die Mütter in allen Arbeitspausen, bei allen Mahlzeiten mit den Kindern vereint sein, wie sie ihre Säuglinge stillen könnten usw.

Erleichtert wird die Durchführung aller dieser Pläne durch die Tatsache, daß die Kriegerwitwen infolge der Gewährung der Rente nur einen Teil ihres Lebensunterhalts durch Berufsarbeit zu verdienen haben, daß daher die Arbeitszeit kürzer als die übliche sein könnte, etwa 6 bis 7 Stunden. So würden die Frauen schon um die Vesperzeit gänzlich frei sein, und das Familienleben könnte besser gewahrt werden als bei anderen arbeitenden Frauen. Sehr bedeutungsvoll ist im übrigen der Hinweis Thekla Landés, daß in dieser Form der Heim- und Werkstattearbeit auch das Problem der Vereinigung der unehelichen Mutter mit ihrem Kind sehr glücklich gelöst werden könnte. Wir wissen ja, daß die Länder, die in dem Schutz der Unehelichen und ihrer Mütter am weitesten vorgeschritten sind, zum Beispiel Norwegen, gerade die moralische Wirkung dieses Zusammenlebens von Mutter und Kind sehr hoch einschätzen, daß dort alle gesetzlichen Maßnahmen darauf hinzielen dies zu ermöglichen. Hier, unter der Aufsicht und Hilfe der Genossenschaften, würde die Wirkung um so nachhaltiger sein können. Gut ist auch in dem Landéschen Projekt der Vorschlag, daß als Träger der Genossenschaften die Organe der Arbeitergenossenschaftsbewegung im Verein mit der modernen Frauenbewegung wirken sollten, und zwar so, daß die Arbeitergenossenschaften den Betrieb, die Frauenvereine aller Richtungen die Wohlfahrtsveranstaltungen, die sich hier

selbst bezahlen, leiten könnten. Diese Zusammenarbeit aller Arten und Parteilstellungen der Frauenbewegung hat sich schon während des Krieges gut bewährt. Es ist klar, daß die allgemeine Verbreitung derartiger genossenschaftlicher Arbeitsstätten oder auch der Anschluß von Wohnsiedelungen an Privatbetriebe allmählich das Problem Mutterschaft und Beruf für die gesamte weibliche Arbeiterschaft lösen könnte; ebenso aber auch mit entsprechenden Abweichungen für die weibliche Berufsarbeit höherer und höchster Art. Alle diese Pläne gleichen der »Feierabendfamilie«, wie sie uns Hulda Maurenbrecher schon vor Jahren in dem in dieser Rundschau (1913 III, Seite 1648, und 1918 I, Seite 254) mehrfach herangezogenen Buch Wachstum und Schöpfung so anziehend geschildert hat. Die Vorschläge bürgerlicher Sozialpolitiker begegnen sich hier mit den Idealen sozialpolitischer Reformen.

**Kurze Chronik** Die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen betrug im 1. Quartal 1917 rund  $\frac{1}{3}$  Million. Während der Kriegszeit ist die Zahl der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder um 111 761 gestiegen. Den Hauptanteil an dieser Zunahme stellt der Metallarbeiterverband mit 57 734 neuen weiblichen Mitgliedern. Die Drittelmillion in unseren Gewerkschaften organisierter Arbeiterinnen bildet allerdings nur einen geringen Prozentsatz aller Versicherungspflichtigen, deren Anzahl im Juli 1917 über  $4\frac{1}{2}$  Millionen betrug.  $\diamond$  In Köln haben die christlichen Gewerkschaften ein Arbeiterinnensekretariat gegründet, während unsere Gewerkschaften bekanntlich ein solches seit Jahren schon besitzen.  $\diamond$  Den ungarischen Gewerkschaften gehörten Ende 1917 48 611 Frauen an. Die Zahl der weiblichen Mitglieder hat sich während des Krieges verfünffacht. Die männlichen und weiblichen Mitglieder zusammen betragen 215 272, gegen 107 486 vor Kriegsbeginn.  $\diamond$  In einer Kundgebung, die auf Veranlassung des Bundes für Mutterschutz von einer Reihe angesehener Organisationen, die für den Schutz von Mutter und Kind arbeiten, am 24. Juni in Berlin veranstaltet wurde, verlangte man Staatshilfe für das uneheliche Kind. Quarck /Frankfurt/ sprach über die Beschlüsse der Reichstagskommission für Bevölkerungs politik, Rosenstock /Königsberg/ über private soziale Fürsorge für das unehel-

liche Kind, Neubecker /Berlin/ über Die Rechtsstellung des außerehelichen Kindes, Schoenberner /Berlin/ über das Thema Aus der Praxis der Generalvormundschaft. ◊ Das Zölibat der Postoffiziantinnen Österreichs ist durch eine Verfügung insofern aufgehoben, als diejenigen von ihnen, die das 24. Lebensjahr zurückgelegt und mindestens 5 Dienstjahre aufzuweisen haben, auch nach eingegangener Ehe künftig im Dienst bleiben dürfen. ◊ Die Leiter der anglikanischen Kirche haben den Vorschlag gemacht, daß in Zukunft auch Frauen die Bischofswürde sollen erlangen können. ◊ Der preußische Minister des Innern hat durch einen Erlaß an die Regierungen dahin entschieden, daß weibliche Personen keine Standesbeamten werden dürfen. ◊ Die Medizinalpraktikantin an der Universitätsnervenlinik in Greifswald Krisch hat von der dortigen Medizinischen Fakultät für die Lösung der Preisaufgabe über die Forschungsergebnisse über die Virchowsche Fettmetamorphose den Preis erhalten, und zwar in doppelter Höhe als er ausgesetzt war.

## WISSENSCHAFT

### Biologie / Adolf Koelsch

**Wachrigkeit** Im 1. Teil seines über 500 Seiten starken Werkes *Sinnesphysiologische Untersuchungen* /Leipzig, Barth/ kommt Julius Pikler, Professor an der Universität Budapest, im Zusammenhang mit einer Betrachtung über den »spontanen Wachtrieb als Bedingung des Bewußtseins und insbesondere der Empfindungen« auf jenen eigentümlichen Fall von völliger Abgestorbenheit nahezu aller Sinnestätigkeiten zu sprechen, den der Kliniker Strümpell vor 40 Jahren in mehreren Abhandlungen der Öffentlichkeit vorgestellt hat.

Es handelte sich um einen Arbeiter, der im Anschluß an eine schwere Krankheit nahezu alle nach außen gerichteten Sinnesfunktionen eingebüßt hatte und bei dem auch die inneren Sensibilitäten teilweise versagten; nur auf einem Auge sah er noch, und auf einem Ohr hörte er noch. Die Empfindlichkeit der Haut für Kälte, Wärme, Berührung und Schmerz war dagegen am ganzen Leib geschwunden, auch alle Schleimhäute waren empfindungslos. Er besaß weder Geruch noch Geschmack, merkte nicht, wenn ihm ein Bissen in den Mund gelegt wurde, es bestanden weder Hunger-

noch Durstgefühl, weder Stuhldrang noch Harndrang. Außerdem waren die Muskel-, Gelenk- und Anstrengungsempfindungen aufgehoben, das Gehirn aber war gesund, und da auch die Sprache erhalten war, konnte man mit ihm verkehren, falls er nicht gerade im Schlaf lag, was die längste Zeit seines Daseins der Fall war. »Wollte man den Schlafenden künstlich wecken«, schreibt Strümpell, »so war dies nur möglich durch einen Reiz auf sein hörendes Ohr oder durch einen in sein sehendes Auge fallenden Lichtreiz. Stechen, Kneifen der Haut, Rütteln und Schütteln des ganzen Körpers blieb erfolglos. Ich habe den Kranken oft nachts, wo alles im tiefsten Schläfe lag, besucht, habe ihn aus dem Bett gehoben, ihn auf die kalte Erde gelegt, ihn an den Haaren gerissen etc.: er schlief ruhig weiter. . . Man kann, während man mit dem Kranken spricht, ihn plötzlich von hinten stechen, ihm eiskaltes oder heißes Wasser den Rücken hinabgießen, ihn stoßen oder an den Ohren zupfen: alles das bleibt völlig unbemerkt oder erregt nur Ausdrücke der Verwunderung, wenn er plötzlich durch sein Auge von einem Bewegtwerden seines Körpers (zum Beispiel durch einen starken Stoß), für welches er keine Ursache weiß, unterrichtet wird. Starke Belastung der Haut mit Gewichten (15 bis 20 Pfund) wird nicht empfunden. Erst als die Gewichte ihm auf den untern Teil des Brustkorbs gelegt wurden, sagte er: »Was ist denn das? Ich kriege ja keine Luft mehr.« An die weitere Beobachtung, daß der Kranke jederzeit und fast augenblicklich durch Verbinden seines sehenden Auges und Verstopfen seines hörenden Ohres in Schlaf versenkt werden konnte, hat sich später eine lebhaftere Diskussion angeknüpft; man hat aus dieser Tatsache den Schluß gezogen, daß sich der wache Zustand des Gehirns ohne die von außen kommenden Erregungen auf die Dauer nicht erhalten lasse, und daß völlige Abschneidung von allen Sinnesindrücken genüge, um das Leben jederzeit in einen bewußtlosen Schlafzustand überzuführen, aus dem es selbsttätig unter keinen Umständen erwacht. »Der wache Zustand«, schreibt ein Physiologe, der sich zu dem Thema geäußert hat, »ist davon abhängig, daß das Individuum immer neue Eindrücke aus seiner Umgebung empfängt. . . Wir sind wach, weil uns die Welt unaufhörlich erweckt.« Dieser Auffassung tritt Pikler entgegen, und zwar mit vollem Recht. Der Strüm-

pellsche Kranke zeigte nämlich noch ein anderes Phänomen, das auch an später beobachteten ähnlichen Kranken regelmäßig bemerkt worden ist: er konnte auch selbsttätig wieder aus dem Schlaf erwachen, in den er durch Verstopfen der Sinnesorgane versenkt worden war. Dem Einschlafen konnte er nach völligem Abschluß von der Außenwelt nicht widerstehen, hingegen wachte er, wenn er sich selbst überlassen blieb, nach mehrstündigem Schlaf »von selbst wieder auf, sei es durch innere Reize, sei es bei der zunehmenden Erregbarkeit seines Gehirns durch geringe, nicht zu vermeidende äußere Reize, welche seine noch funktionierenden Sinnesorgane trafen«. Mit feiner Witterung hat Pikler herausgespürt, daß hier ein Problem steckt, das ebenso sehr den Physiologen angeht wie den Psychologen und immer weitere Kreise zieht, je intensiver man sich mit ihm beschäftigt. Unmöglich kann dieses Problem in seinem ganzen Umfang hier aufgerollt werden. Nur so viel sei bemerkt, daß Pikler sich auf Grund der Erfahrungen mit diesem und ähnlichen Kranken, sowie auf Grund mannigfacher anderer physiologischer und psychologischer Tatsachen zu der Annahme veranlaßt sieht, daß es »einen Bewußtseinszustand des Begehrens auch in bezug auf die Wachheit« gibt, eine »Wachrigkeit«, wie er sich ausdrückt, eine Begierde nach Wachsein, die in dem selben Sinn Begierde ist wie die Begierde nach Speise, Trank, Geschlechtsgeuß usw. Ihr Auftreten ist »immer ein spontanes, autochthones, durch den innern Lebenslauf gegebenes, von äußeren Reizen unabhängiges Geschehen; ein Erregen, Erwecken oder Auflösen dieser Begierde durch Reize . . . gibt es nicht.« Ich möchte mich an dieser Stelle jedes Urteils über die Piklersche Auffassung und die Berechtigung seiner »Anpassungstheorie des Empfindungsvorgangs« enthalten und nur sagen, daß ich mich in einem Buch, dessen Erscheinen leider durch die Kriegspapiernot immer noch hintangehalten wird, im Zusammenhang mit einer Analyse des Lebensgefühls gleichfalls mit den Problemen auseinandergesetzt habe, die der Fall des Strümpellschen Kranken gebiert. Ein Teil dieser Betrachtungen wird demnächst in der Neuen Rundschau erscheinen.

**Schutzfarbenlehre** Gegen die Schutzfarbenlehre ist schon oft der Einwand erhoben worden, daß sie ein starkes menschliches Stim-

mungsmoment enthalte, das uns verhindert die Naturtatsachen in ihrem wahren Licht zu sehen, so daß sich, wenn man ihr folgt, Irrtum auf Irrtum häuft und die Neigung entsteht gewissen Einrichtungen der Lebewelt eine Bedeutung beizulegen, die ihnen im wirklichen Leben nicht zukommt. In Ludwig Plate's Biologischen Studien aus Ceylon, die in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaften veröffentlicht werden, ist ein neuer Beweis dafür enthalten, daß dieses Mißtrauen sehr angebracht ist und wir die Farbenmaskeraden der Tiere nicht mit menschlichen Augen beurteilen dürfen, wenn es gilt ihren Wert für das Geschöpf, das mit ihnen behaftet ist, zu ermesen.

Es handelt sich um das bekannte wandelnde Blatt, eine Gespenstheuschrecke der asiatischen Tropen. Sie hat die flache, breitgedrückte Gestalt der Blätter des Kakaobaums, auf denen sie lebt, und stimmt mit der einfarbig grünen, da und dort von rostroten Punkten gewürfelten Farbe des Kakaobaumlaubes so gut überein, daß es selbst einem geübten Auge schwer fällt das Insekt zu entdecken. Wenn das Tier geht, bewegt es sich langsam und schaukelnd dahin, als wäre sein Körper auf Federn gestellt, nicht selten verfällt es auch, wenn es sitzt, in ein langsames Wippen und Wiegen, so daß der Eindruck eines Blattes entsteht, in dem der Wind spielt. Die mancherlei Farbvarietäten, die Plate als Abweichungen vom Haupttypus häufig fand, sind fast noch mehr geeignet für das menschliche Auge den Eindruck der Ähnlichkeit mit einem lebenden oder toten Blatt zu erhöhen. Denn entweder sind die abgeänderten Tiere einfarbig rostigbraun, so daß sie wie welke Blätter aussehen; oder die Flügel sind auf größeren Strecken ganz glasig durchsichtig geworden wie verwittertes Laub, von dem nur noch die weißlichen Gerippe vorhanden sind und die papierartig vertrockneten Zwischenfelder.

Plate untersuchte, ob dieser pflanzliche Anstrich die Hauptheuschreckenfeinde (verschiedene große Eidechsenarten) ebenso irreführen kann wie den Menschen, der nicht einmal durch besondere Augenübung seine Geschicklichkeit im Auffinden der an sich schon seltenen Tiere merklich vervollkommen kann und sie, wenn sie ruhig sitzen, nur allzu leicht übersieht. Er stellte in dieser Beziehung genaue Beobachtungen im Freien und Versuche im Zimmer an, aber sie

fielen durchaus nicht so aus, wie die darwinistischen Schutzfarbentheoretiker es wahr haben wollen. Sind die Blatt- heuschrecken in Ruhe (und sie haben die Gewohnheit oft stundenlang wie erstarrt auf einem Fleck zu sitzen), so bleiben sie zwar von den Eidechsen, auch den hungrigen, ungeschoren; die Eidechsen können ganz dicht neben den Blatt- schrecken sitzen, ohne daß ein Angriff erfolgt. Da aber die Eidechsen in Sachen der Nahrungsaufnahme reine Reflexauto- maten sind, die, gleich den Fischen, nur auf eine Beute losfahren, die sich be- wegt, ist damit nicht gesagt, daß die Heuschrecken von den Eidechsen wirk- lich für Blätter gehalten werden. In der Tat stürzen denn auch die Eidechsen in dem Augenblick los, wo sich die Schrecken vom Platz zu rühren begin- nen, so daß ihnen weder die pflanzen- hafte Färbung noch ihr schaukeln- der Gang in den Augen dieser Verfolger nützen kann. Ein viel wirksameres Schutzmittel als die Far- ben- und Formmimikry, meint Plate, sei diesen Feinden gegenüber, die sich ja ganz auf ihre Augen verlassen müs- sen, die Gewohnheit des stundenlangen starrkrampfähnlichen Stillesitzens, ein Verhalten, das die Blattschrecken mit den Stabschrecken der selben Regionen teilen, das aber, um wirksam zu sein, derartig bizarre Gestaltungen überhaupt nicht verlangt und seinem Wesen nach der Ausdruck eines eigenartigen kata- leptischen Zustands ist, in den sich die Tiere selbsttätig versetzen.

**Kriegspublika- tionen** Ein ausgezeichnetes, lehr- reiches und fesselndes Werk hat Karl Weule, der Direktor des Völkermuseums zu Leipzig, unter dem Titel *Der Krieg in den Tiefen der Menschheit* /Stuttgart, Franckh/ herausgegeben. Es ist eine kleine Kul- turgeschichte des Krieges, die das an Halbkulturvölkern und Primitiven von heute gewonnene Tatsachenmaterial zu einer Rekonstruktion des Bildes der vorgeschichtlichen Kriegführung sowohl nach der Seite der Technik wie der Motive und Absichten benutzt, wobei der Verfasser von der hypothetischen und vielleicht nicht ganz unangreifbaren Vor- aussetzung ausgeht, daß alle Entwic- klungsstufen, die der Krieg bei unseren eigenen Vorfahren durchlaufen hat, sich bei ihnen verwirklicht finden. Alle Kon- tinente werden durchstreift, und indem viel Seltsames und psychologisch Inter- essantes über die Zweikampfmetho-

den des Urkriegs, die Art und Wertung der Trophäe, die Behandlung der Kriegsgefangenen und die Prinzi- pien der Strategie bei den verschieden- artigsten Völkerschaften vorgebracht wird, erhält man eine ungemein leben- dige Vorstellung von dem, was die pri- mitive Menschheit an kriegerischer Ei- genart bietet.

**Kurze Chronik** Ende Mai fand in Kopen- hagen eine Tagung statt, die der internationalen Ozeanfor- schung gewidmet war. Es wurde vor allem über einen Vor- schlag beraten umfassende Untersuchun- gen der Nordseefischbestände nach dem Krieg vorzunehmen, um sie mit den vor dem Krieg veranstalteten vergleichen und daraus Schlüsse für die künftigen Schonbedingungen ziehen zu können. ◊ Der Biologe Hans Driesch, einer der feinsten Köpfe unter den Theoretikern der Biologie, seit einigen Jahren ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Heidelberg, erhielt einen Lehrauftrag für Philosophie. Sein Werk über Ordnungslehre ist hier bereits in der Rundschau Philosophie (1915 II, Seite 609 f.) angezeigt worden. ◊ Zum Direktor der Zoologischen Abteilung des Naturalienkabinetts Karlsruhe wurde Max Auerbach ernannt. ◊ An Stelle Wiedersheims, der in den Ruhe- stand trat, ist Eugen Fischer zum Ordinarius der Anatomie an der Uni- versität Freiburg ernannt worden. ◊ Der Geograph Norbert Krebs /Würzburg/ hat einen Ruf an die Uni- versität Frankfurt angenommen. ◊ Der durch den Tod Vöchting's freigewordene Lehrstuhl für Botanik an der Universi- tät Tübingen wurde Wilhelm Ruh- land /Halle/ übertragen. ◊ Der Lei- ter der Geologischen Landesvermessung in Schweden Johanna Gunnar An- dersson ist von der chinesischen Re- gierung zur Leitung des geologischen Vermessungsdienstes im Reich der Mitte berufen worden.

**Literatur** Die (1905 schon überflüs- sige) Schrift des Bonner Physiologen Max Ver- worn Prinzipienfragen in der Natur- wissenschaft, eine Seligpreisung der aus naturwissenschaftlichen Prinzipien her- aus erwachsenen alles umfassenden, einheitlichen, monistischen Weltanschau- ung, die aus blühender Unkenntnis der erkenntnistheoretischen Grundlagen un- seres Denkens ihre Kräfte saugt und sich

die unerhörtesten Begriffsverwechslungen gestattet, ist in neuer Auflage erschienen /Jena, G. Fischer/. Intellektueller Standpunkt des Verfassers: Herr Doktor, ich hab' heute Nacht den ganzen Himmel mit Sublimat desinfiziert, aber den lieben Gott habe ich nicht gefunden. Also existiert Gott nicht. ◊ Über die Bedeutung des Mendelismus für die landwirtschaftliche Tierzucht hat der Holländer J. H. W. Th. Reimers ein sehr lesenswertes Buch publiziert /Gravenhage, Nijhoff/, das vor allem diejenigen Züchter angeht, die mit neuen Methoden arbeiten möchten, weil irgendein bisher geübtes älteres Verfahren die angestrebten Resultate nur bis zu einem gewissen Prozentsatz eingebracht hat, und die sich der Illusion hingeben, daß von einer Anwendung der Mendelschen Gesichtspunkte ein besonders großer und rascher Erfolg zu erwarten sei. Nun empfiehlt allerdings Reimers jedem Tier- und Pflanzzüchter dringend sich aufs gründlichste »mit den Ideen des großen Mönches und seiner Anhänger« vertraut zu machen. Aber er warnt ihn gleichzeitig vor einer Unterschätzung der riesigen Schwierigkeiten, die einer praktischen Anwendung für die Haustier- und Nutzpflanzenzucht entgegensteher, und verwendet die Hauptanstrengung seines Buches auf die Vorführung bestimmter, nach Mendelschen Gesichtspunkten durchgeführter Züchtungsketten, »um zu verhüten, daß sich Züchter, die mit den Schwierigkeiten dieser Anwendung nicht genügend vertraut sind, zu gefährlichen und kostspieligen Unternehmungen verleiten lassen«. Im einzelnen hält er den Mendelismus für eine Theorie, die die Zuchtwahl in Einzelheiten verbessern kann; aber eine praktische Züchtungslehre, die jeder handhaben und zum einzigen Leitstern seines Betriebes machen kann, wird nach der Ansicht des Verfassers nie auf ihm aufgebaut werden können.

## KUNST

### Bühnenkunst / Nora Zepler

**Forderungen** Vergewenwärtigt man sich die Ereignisse des letzten Theaterwinters, so zeigt es sich, daß, wenigstens in Berlin, noch nie so wenig geleistet worden ist wie diesmal. Und dabei fällt für die Schuldigen diesmal die beliebte Ausrede fort, man wäre ungünstigen Kassenstandes wegen zu Kompromissen an den Durchschnittsgeschmack gezwungen gewesen. Denn in diesem Winter wurden alle Theater aller

Gattungen jederzeit vom Publikum geradezu gestürmt, gleichviel, welche Art von Vorführung sie ihm boten. Aber gerade dieser lukrative Stand der Dinge, der den unbequemen Konkurrenzkampf überflüssig machte, bewog die maßgebenden Theaterleiter zu einem Müßiggang ohnegleichen und brachte dadurch den schlagenden Beweis bei, wie traurig materiell bestimmt unsere Bühnenherrscher sind. Ganz allgemein fußen die Spielpläne auf dem üblichen Durcheinander von Unterhaltungsware und Pflichtreverenz vor der Literatur, wodurch natürlich auch ab und an ein Treffer erzielt wird. Speziell der erste unter den Direktoren, Reinhardt, hat sich im wesentlichen einfach damit begnügt sein altes Repertoire aufzufrischen, in zum Teil recht minderwertigen Aufführungen, die man provinziell zu nennen pflegt, obgleich die Provinz oft viel ernster an die Dinge herangeht. Für die gesamte Dichtung vor unserer Zeit hat er nichts, für die Strindbergerkenntnis nichts (denn die Aufführung des Schwarzen Handschuhs ist kaum zu rechnen), für Hauptmann, der ihm zurzeit auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist, beinahe nichts getan, da die Einstudierung von Hanneles Himmelfahrt die Dichtung entstellte, und von allen übrigen Werken Hauptmanns nur die Winterballade gegeben wurde. Reinhardts einzige Tat (die Aufführungstaten des Jungen Deutschlands sind ja nicht Verdienst seiner Initiative) bleibt eine wertvolle Tolstojinszenierung. Auch das sonst sehr fleißige Theater in der Königgrätzer Straße war unter dem Zauber allzu leichter Kassenerfolge in dieser Spielzeit viel weniger rührig als vordem. Sein Strindbergprogramm wurde nur wenig bereichert, und seine übrige literarische Arbeit beschränkte sich auf ganze 2 Stücke zeitgenössischer Autoren. Das Lessingtheater machte sich immerhin durch mehrere wichtige, wenn auch nicht durchweg geglückte Einstudierungen verdient. Die theatralische Leistung selbst unserer Bühnen war unter diesen Umständen natürlich ebenso ungleich wie die literarische, da sie sich immer nur an der Dichtung befruchten kann. In diese Dissonanz unseres Bühnenlebens hinein ertönt nun immer deutlicher von vielen Seiten der sehnsüchtige Ruf nach Erneuerung, nach wirklichem Tatinhalt. Man ist sich allenthalben der Notwendigkeit des Ziels bewußt, aber freilich ist dies Ziel selbst vorläufig nicht fest umrissen sondern ein schemenhaft ver-



schwommener Begriff. Der Inhalt der Theater epoche gilt als überlebt, ein neuer soll mit Gewalt gefunden werden. Es ist noch nie so viel über Reformen von Literaten, Dichtern, Schauspielern, Regisseuren und Außenseitern geschrieben und gepredigt worden. In den meisten dieser Schriften kommt nun eine Tendenz nach Umgestaltung der Schauspielkunst im Sinn eines expressionistischen Stils, gemäß der angeblich expressionistischen Einstellung der neuen dramatischen Literatur zum Ausdruck. (Es wird dabei noch nicht an die Forderungen der Sturmgruppe gedacht, mit deren Streben man sich besser befassen wird, wenn in absehbarer Zeit die ersten Taten dieser Richtung geschehen sein werden.) Das neue Drama, so hört man, kehrt sich ab von der beschränkten Psychologie, mit der sich der Naturalismus befaßt habe. Es strömt aus dem Ich des Künstlers, ergreift und gestaltet die Welt durch das Medium dieses Ichs und erfüllt sie mit dem Pathos der Idee; auf diesem Weg durch das ureigene Gefühl hindurch zum Ideal empor entsteht eine neue Art der Gestaltung, die nicht mehr bestimmte Menschen sondern Emanationen der Seele schafft. Die heutige Schauspiel- und Regiekunst aber sei in ihrer engen Umgrenztheit und künstlerischen Banalisierung durch den Naturalismus nicht mehr imstande dies neue Drama hinzustellen. Darum müsse auch sie sich von der Fessel des kunstfremden Naturalismus befreien und Mut fassen nur Ausdruck des Gefühls und des mächtigen Geschicks zu werden. In einer Abhandlung Alte und neue Bühne /München, Hans Sachs-Verlag/ stellt beispielsweise Hermann Sinheimer dies Programm auf. Ebenso predigt es Paul Kornfeld im 1. Heft des Jungen Deutschlands: »Der Mensch des Dramas, wie der jeder Kunst, und wie alle Kunst, ist, losgelöst von den Bedingungen der Wirklichkeit und von allen Beschränkungen, Hemmungen und Zufälligkeiten, in Parallelität zu seinem Wesen und Inhalt, pathetisch, und Schauspieler, die Dramengestalten so darstellen wie diese wären, wenn sie unserm Leben angehören würden, spielen nicht Theater und stellen nicht Kunst dar sondern verstellen sich nur. Den Menschen nachzumachen genügt nicht, um den Menschen darzustellen. So befreie sich also der Schauspieler von der Wirklichkeit und abstrahiere von den Attributen der Realität und sei nichts als der Vertreter des Gedankens, Gefühls oder Schicksals!...

denn des Menschen Ausdruck kann nie eindeutig sein, weil er selbst nie eindeutig, indem er niemals nur eines, und wäre er nur eines, es immer in anderer Beleuchtung ist.«

Was an diesen Sätzen auffällt, ist die riesige Überschätzung der sogenannten Wirklichkeit, die gerade aus ihrer scheinbaren Verachtung hervorgeht. Denn wenn man gegenständlich Zeitliches und immateriell Seelisches scharf von einander trennt, so weist man tatsächlich dem ersten eine Wichtigkeit zu, die es gar nicht hat. Wer daran glaubt, daß die Seele das eigentliche Bestimmende im Menschen wie im All ist, der braucht die Wirklichkeit nicht zu verleugnen, um das Ausschlaggeben der Seele zu crweisen. Er weiß: Die Allseele durchdringt jede Zeitlichkeit. Er kann also mit ruhigem Gewissen den Ausdruck der die Welt nun einmal füllenden Wirklichkeit beibehalten und gerade durch ihn hindurch die Seele in allen ihren Strahlungen hervorleuchten lassen. Und darin eben besteht der Naturalismus des Schauspielers: nicht in einer leeren Kopie materieller Wirklichkeit sondern gerade in einer ganz schlichten, ganz selbstverständlichen Hingegebenheit an die Seele, die sich der naturgewollten, darum nächstliegenden Mittel einfach bedient, um durch sie Seele auszu drücken. Versteift man sich aber darauf die sehr richtige Idee von der Seele des Menschen als etwas vom einzelnen Menschen mit seinen irdischen Gebundenheiten durchaus Unterschiedenem mit äußeren Mitteln darlegen zu wollen, so wird man zur Strafe für diesen Rationalismus dazu gelangen den unmittelbaren Ausdruck überhaupt zu verlieren und dafür eine starre Formel eintauschen, eine neue Art Pathetik, ebenso äußerlich wie die frühere Jambenpathetik, nur ohne deren Schwung. Gerade den großen Schauspielern aller Zeiten hat man immer ihren Naturalismus nachgerühmt oder, um dies irreführende Wort einmal zu vermeiden, ihre einfache Wahrhaftigkeit, gerade jenen großen Phantasten, die am tiefsten die Dimension, die Weltseele einer Dichtung ausfüllten. Kainz hat als Richard II. mit einer Bewegung alltäglichster Einfachheit einen unvergeßlichen Ausdruck hergestellt: wie er die Hände über die Ohren legte, um eine lästige Musik abzuwehren; darin lag ein erschütterndes Sichabschließen von der gesamten Umwelt, ein Einsam, eine Welt für sich sein. Es liegt ja im Grundo nur eine Verwechslung zweier

wesensverschiedener Dinge vor, wenn Kornfeld und andere die naturalistische Darstellung anklagen, daß sie »an der Gestalt eines Menschen, aus dem Janner, Gesang oder Aufschrei einer Seele einen interessanten Charakter macht«. Wo das der Fall ist, und es<sup>9</sup> wäre unsinnig diesen Fall zu leugnen, da trägt nicht der Naturalismus sondern die seelische Begrenztheit des betreffenden Darstellers die Schuld. Es ist ja außer jedem Zweifel, daß Richard III. ein Bösewicht von riesenhaften Dimensionen ist und so gespielt werden muß, ebenso wie dem Räuber Moor ohne zornigen Schwung oder der Iphigenie und dem Ödipus ohne aufgeregte Wucht nicht beizukommen ist. Besitzt ein Darsteller nicht das Allgefühl, so wird er als Naturalist allerdings seine Aufgabe in dem »interessanten Charakter« sehen und auf diese Weise an sie heranzudringen suchen. Er wird dann aber, wenn auch nicht ein Erfüller des Dichters, doch immer noch erträglicher sein als der seelisch gleich begrenzte, vermeintlich expressionistische Darsteller, der über leere Symbole überhaupt nicht hinauskäme. Denn das vergesse man doch nicht: Gefühl, Schwung, Leidenschaft ist niemals Sache einer Methode sondern immer nur Seelengut des Menschen. Starb der Brahmapostel Sauer als Attinghausen eines realistischen Krankenhaustodes, wie Kornfeld es den Naturalisten vorwirft? Fühlte man nicht vielmehr einfach die Größe des Todes, die Größe dessen, daß ein Mensch starb? Und des lebendigen Ideals, mit dem er starb? Er besaß eben das kosmische Gefühl, wie es Devrient, Mitterwurzer, Kainz, Rittner, Wegener und Ähnlichgerichtete besaßen und besitzen. Es ist sehr lehrreich, daß Kornfeld schon jetzt dazu gekommen ist in einem Aufsatz über Frankfurter Theater in dein gleichen Blatt vor einer allzu radikalen Verleugnung des Naturalismus zu warnen: »Denn jede betonte oder auffallende Weglassung einer Wirklichkeit deutet gerade auf diese hin, und es könnte sein, daß das Publikum, so wie es einst voller Entzücken rief: Ah! Wie aus dem Leben!, es jetzt mit ebensolchem Entzücken ruft: Ah! wie schön fehlt dies und jenes!« Das trifft den Nagel auf den Kopf.

Mit diesen Bemerkungen soll nicht einer Gleichmacherei aller dramatisch-theatralischen Stile das Wort geredet sein. Stil bedeutet ja nichts anderes als Empfindung für den besonderen Rhythmus

jeder Dichtung. Aber man muß es unseren Bühnen lassen, daß sie diese Stiltreue jetzt meistenteils besitzen (was freilich nicht gleichbedeutend ist mit dem Erfassen der Substanz; namentlich bei schlechthin entscheidenden Dingen, also vor allem bei Strindberg).

Parallel dem Verlangen nach expressionistischer Darstellung geht das nach der expressionistischen Inszenierung reiner Form- und Lichtwirkung, das einer Reaktion auf die ausschließlich materielle Betonung des Bildlichen durch die Illusionsbühne der letzten 1½ Jahrzehnte entspringt. Aber auch hier wird das Richtige durch den Schematismus der Forderung fragwürdig, vielleicht sogar in sein Gegenteil verkehrt.

Wenn jetzt allerhand Forderungen erhoben werden, so ist das wohl symptomatisch dafür, daß es der heutigen literarischen Produktion immer noch an dem großen Gehalt mangelt, der dies Herumirren unmöglich machen und den einheitlichen Willen ernst auf sich richten müßte. In jeder andern Epoche, die glühend nach Reform verlangte, waren die Dinge vorhanden, die diesen Reformideen entsprachen, und an ihnen baute sich das Programm auf. Heute überwiegt vorläufig das neue Programm die neue Leistung. Denn diese junge Dichtung, die so stark das Allgefühl betont, die mit ihrer Glut die Welt überfluten und neu schaffen will, besitzt gerade Weltgefühl vorläufig noch recht wenig. Sie erweckt zwar den Anschein stürmischer Leidenschaft, ihre Sprache ist gewaltsam geballt und von Eruptionen herausgeschleudert, die Ekstasen und Symbole jagen einander, aber es bleibt eigentlich beim Theaterfeuer, und man ist innerlich kalt gelassen. Man vermißt die wirkliche tiefe Hingegebenheit an die Dinge, die Versunkenheit in das Problem, die unlösbare Beziehung zum Gegenstand. Es fehlt vielen dieser neuen Werke gerade die Ehrfurcht der Idee. Dieses Durchtränktein von Idee hob den angefeindeten Naturalismus weit über Abklatsch der Wirklichkeit hinaus, machte ihn in Wahrheit zur Dichtung; denn nicht auf das Thema sondern auf die Stellung des Schaffenden zu ihm kommt es doch an. Charakteristisch für den Mangel an Hingegebenheit ist der unheimlich schnell enorme Quanten produzierende Georg Kaiser, der vielfach als programmatische Erscheinung der gesamten Richtung erklärt wird (siehe über ihn die Rundschau Dichtkunst, 1917 III, Seite 1246). Er kann alles und

will im Grunde nichts. Er findet scheinbar bedeutende Probleme und hat im Handumdrehen eine Lösung; aber eine Lösung, die an dem Ernst der Problemstellung zweifeln läßt. Von innerer Erschütterung, die um die Dinge ringt, ist nirgends etwas zu verspüren; er möchte aber gern darum gerungen haben. Nicht die Sache selbst ist ihm Lebensnotwendigkeit; es ist nur sein brennender Wunsch sie zu dichten. Ein Anlauf ist wohl zuweilen vorhanden; so in der *Koralle*. Aber schließlich läuft alles doch in einen (obendrein wirren) Intellektualismus hinaus.

Von solcher Richtung der Produktion wird das Theater seine wirkliche Befruchtung nicht erfahren können. Es wird vielmehr aus der neuen Dramenliteratur jene Dichtungen herausgreifen müssen, in denen wirklich ein Drang nach Vertiefung lebt. Daß dieser Drang stark vorhanden ist, beweisen die auffällig zahlreichen Dichtungen mit religiös-biblichen Vorwürfen, die in letzter Zeit entstanden. Nach den umfassenden Plänen unserer Bühnen für diesen Winter zu schließen, scheinen sie sich auf ihre Pflicht nunmehr besinnen zu wollen. Wenn nur ein Bruchteil ihrer Vorsätze ausgeführt wird, so werden wir wirklich ein Wettstreben der Berliner Theater erleben können (dem sich auch das Königliche Schauspielhaus endlich anzuschließen gedenkt). Vor allem aber erwarten wir jetzt die Leistung der Volksbühne unter Kayßler. Von dieser Bühne, deren ideales Ziel ein ohne Nebenrücksichten sachliches Arbeiten erfordert, muß man die Willensentschiedenheit erwarten, die unabhängig von Methoden und Moden ihren Weg geht.

**Wien: Burgtheaterleitung** Zum Generalintendanten der Wiener Hofbühnen wurde Leopold Freiherr von Adrian-Werburg ernannt, der vom diplomatischen Dienst herkommt. Der Posten eines Direktors des Burgtheaters, von dem Stoja von Millenkovich nach nur 1jähriger, künstlerisch wenig erfolgreicher Amtszeit kürzlich zurücktrat, wird nicht neu besetzt. Der neue Intendant hat die Direktorialbefugnisse einem geschäftsführenden Triumvirat unter Vorsitz des neu ernannten ersten Dramaturgen der Burg Hermann Bahr zugewiesen. Die beiden anderen sind als Vertreter der Intendanz der Schriftsteller Robert Michel und als Vertreter der Regie Max Devrient. Bemerkenswert ist auch die Berufung des Grillparzerforschers Richard Smekal, des Vor-

fassers des in dieser Rundschau (1917 I, Seite 118) besprochenen feinen Buches über das alte Burgtheater, an diese Bühne.

Von besonderer Bedeutung ist natürlich die Tatsache, daß Bahr nunmehr ans Burgtheater kommt. Wenn auch das Bild Hermann Bahrs in der Beurteilung eines Vierteljahrhunderts schwankt, so wird niemand abstreiten können, daß er stets ein Mensch war, der irgendetwas wollte. Dieses Wollen ging freilich vielfach im Zickzack und war reichlich unbestimmt. Immerhin: es war nicht alltäglich. Und keinesfalls wird man den Hermann Bahr vergessen dürfen, der in den ersten, herrlich stürmenden Jahren der Freien Bühne seine Gute Schule schrieb. Auch an sein Drama *Die Mutter*, das zu jener Zeit entstand, sollte man denken. Ebenso, auf einem ganz andern Gebiet, an seine Leistung als Interviewer über den Antisemitismus; er zeigte seinen stets überaus regen, stark interessierten und interessierenden Geist und eine nicht gewöhnliche Noblesse der Gesinnung (die ihn übrigens stets von vielen hervorhob). Als Burgtheaterdramaturg ist Bahr schon durch seine bei aller Kritik glühende Neigung für die Bühnenkunst besonders qualifiziert. Er war es, der nach Wien das Verständnis für den jungen und wahren Stil der Freien Bühne brachte: bekannt ist vielleicht noch, wie er sich am Anfang der neunziger Jahre für Emanuel Reicher einsetzte. Er war damals ebenso unbedingt in seiner Zuneigung wie in seiner Ablehnung. Und auch die spätere, allzu bewußte *Abgeklärtheit* konnte sein Temperament nie ganz verdecken. Daher hat er seinerzeit gerade in Wien eine Menge Gegner gefunden, die den *Herrn aus Linz* zu ironisieren suchten, was aber so recht nie gelang. Seine literarische Produktion glitt freilich nach der Guten Schule sehr bald von ihrer Höhe herab und wurde mehr und mehr zu einem gebildeten, allerdings amüsanten Raisonement. Doch ist zu beachten, daß sein Hauptinteresse immer um das Theater kreiste; das Theaterleben ist daher bei ihm der Gegenstand zahlreicher Romane und Stücke. Da er nun Gelegenheit hat diese treue Liebe auch praktisch zu betätigen, so kann man sich für das Burgtheater viel davon versprechen.

**Lautenburg** Am 21. Juli ist 66jährig Sigmund Lautenburg in Marienbad gestorben, der eine der bekanntesten und interessantesten Persönlichkeiten des Theaterlebens

war. Er war Ungar, begann, ausgebildet von Sonnenthal, als kleiner Schauspieler, übernahm aber ziemlich schnell Direktionen, zuerst in Stettin, Amsterdam, Bremen und Lübeck; von 1887 ab leitete er dann das Berliner Residenztheater. Dort errang er seine sprichwörtlich großen Erfolge hauptsächlich mit jenen französischen Schwänken, deren Kombinationskomik unwiderstehlich ist, und die er in zwingender Weise gab; man braucht nur den Namen Richard Alexander auszusprechen. Daneben aber erwarb er sich ein hohes Verdienst durch die von ihm mit besonderer Liebe geleiteten literarischen Matineen, in denen er als erster in Berlin Strindberg, Tolstoj, Ibsens Wildente (er selbst spielte den Ekdal) und Halbes Jugend gab; in der letztgenannten, epochemachenden Aufführung wurde Rudolf Rittner *entdeckt*. Lautenburg bewies seine Liebe für die Dichtung, indem er 1890 der Freien Bühne sein Haus zur Verfügung stellte und jeder jungen Potenz nach seinen Kräften materiell und ideell Hilfe brachte. So sicher wie sein literarischer Instinkt war sein Verständnis für schauspielerische Begabung. Er war es, der Rittner, Reicher, Bertens, Triesch, Pagay, Jarno, Arnold, Biensfeldt und viele andere ans Licht zog und ihnen den Weg bahnte. Als Lautenburg, der von 1893 bis 1898 auch das Neue Theater leitete, schließlich 1904 die Direktionstätigkeit einstellte, blieb sein stets urlebendiges Interesse, sein Anteil am Theater der gleiche. Als Vorsitzender der vom Deutschen Bühnenverein gegründeten Wohlfahrtskasse für die Bühnenmitglieder hat er bis zuletzt für das Theater gewirkt, hat auch vielfach in klassischen Rollen gastiert; im vergangenen Winter noch spielte er als Ehrengast am Berliner Königlichen Schauspielhaus den Nathan.

Als Mensch ist Lautenburg in den sogenannten weiteren Kreisen durch gewisse harmlose Torheiten bekannt geworden: namentlich durch seine Sucht Fremdwörter in falscher Bedeutung zu gebrauchen; eine Legion von Anekdoten wurde darüber kolportiert und machte deren Helden fast zur Legende. Doch wird Lautenburg seine Fremdwörterverwechslungen schwerlich stets unabsichtlich gemacht haben; er hatte in der Regel wohl mehr Witz als die, die er lachen machte. Auch eine komische Wichtig-tuererei ist mit dem Namen Lautenburg verknüpft (es wäre daher Unrecht seinen Titel eines Geheimen Intendanz-

rats hier zu unterschlagen); doch war sie wohl auch vielfach von selbstironischer Bonhomie. In Wirklichkeit war Lautenburg ein Mensch von großer Herzensgüte; und er verdiente es sicherlich als solcher nicht vergessen zu werden.

**Kurze Chronik** In Leipzig wurde auf Anregung Adolf Winds' eine Statistenschule gegründet, die das Niveau dieser Bühnenmitglieder heben soll.  $\diamond$  Im Clara Ziegler-Haus in München ist jetzt eine Jubiläumsausstellung 100 Jahre Münchener Hoftheater veranstaltet worden; sie gibt eine Übersicht der Entwicklung dieser Bühne.  $\diamond$  Mit Beginn der neuen Spielzeit tritt Else Lehmann in den Verband der Meinhard-Bernauerschen Bühnen.  $\diamond$  Nach 21jähriger Tätigkeit am Dresdener Königlichen Schauspielhaus legte der Oberregisseur Ernst Lewinger sein Amt nieder. Er hat sich durch seine moderne, vornehme und überaus gewissenhafte Inszenierungskunst hauptsächlich auf klassischem Gebiet verdient gemacht.  $\diamond$  Auch der erste Kapellmeister der Leipziger städtischen Oper Bernhard Porst zog sich, nach 35jähriger Zugehörigkeit zu diesem Institut, ins Privatleben zurück.

**Literatur** Rampenlicht und Schattenseiten /Berlin, Vita/ nennt Helmut Endemann eine Reihe von Aufsätzen über Schauspiel-, Regie- und Inszenierungskunst, aus denen man aber Neues nicht wird entnehmen können, es sei denn die eigentümliche Behauptung, der Schauspieler solle, um Menschen darzustellen, diese Menschen nicht empfinden, es genüge die äußeren Merkmale ihres Wesens und Handelns zur Schau zu tragen.  $\diamond$  In einer Broschüre Nationale Kinoreform /München - Gladbach, Volksvereinsverlag/ stellt der Tübinger Universitätsprofessor Konrad Lange die Richtlinien für ein von ihm wie von der Mehrzahl aller als dringend notwendig erachtetes Kinoreformprogramm auf. Da haben wir freilich zunächst das hinreichend bekannte Verlangen nach Ausmerzungen der *Auslandware*: die dem an Einfallen bisher wenig fruchtbaren deutschen Kino seine stärkste Anregungsquelle verstopfen würde; ganz abgesehen davon, daß gerade die ausländischen Filme uns geistig besonders viel geben, weil sie durch das, was unbe-wußt in ihnen zum Ausdruck kommt, uns die Art des Lebens, zuweilen auch

der Seele, ja der Moral anderer Völker zeigen und näherbringen. Dagegen ist der Wunsch nach geschickter, großzügiger Auslandspropaganda durchaus berechtigt. Dann erhebt Lange die allgemeine Forderung nach Veredelung des Lichtbilds unter Zurückstellung der nur materiellen Interessen. Zu diesem Zweck verlangt er die Errichtung von staatlichen, städtischen oder Gemeinde- und Schulkinos zur organischen Nutzbarmachung des Films zu Lehr- und Bildungszwecken für Jugend und Erwachsene. Eine sicherlich richtige, übrigens zum Überdruß oft erhobene Forderung. Wenn aber Lange den Ruf nach dem Verbot aller sittlich nicht einwandfreien und sogar aller Verbrecherfilme ausstößt, so muß man dem doch gründlich widersprechen. Dem Kind, das, in seiner menschlichen Entwicklung noch nicht befestigt, der Außenwelt gegenüber durch eigenes Erleben noch nicht gefeit, für schlechte Einflüsse daher zugänglich ist, mag man solchen Kinobesuch unmöglich machen. Aber keine Behörde der Welt hat das Recht erwachsene Menschen in ihren geistigen Neigungen zu bevormunden; sittliche oder kulturelle Gefahren, die sich aus solchen Neigungen möglichenfalls ergeben könnten, sind immer noch leichter zu ertragen, als ein Eingriff in die Selbstbestimmung. Langes Hinweis auf die städtische Bauordnung oder auf die Kunstauswahl durch die staatlichen Museen ist grundfalsch; denn in beiden angeführten Fällen handelt es sich um eine positive aufbauende Arbeit, bei der die Behörde lediglich als ausübendes Organ der gesetzgebenden Allgemeinheit fungiert. Wo aber wird durch den Schundfilm irgendein Allgemeininteresse verletzt? Ist der geschmackvoll empfindende irgendwie gezwungen sich zu dem schlechten Film zu stellen? Wenn dieser ihm nicht zusagt, so kann er ja draußen bleiben. Lange fordert an Stelle des Schundfilms den zoologischen und den Naturfilm, auch den guten Trick- und Märchenfilm, dazu streng pantomimische Darstellung. Der Broschüre ist ein Abdruck des württembergischen Lichtspielgesetzes vom 1. Juli 1914 beigegeben.

## KULTUR

Technik / Heinrich Lux

**Gasfernversorgung** Mit der an dieser Stelle des öftern behandelten Frage der rationellen Kohlenverwertung (siehe zuletzt diese

Rundschau, 1918 I, Seite 367 f.) steht die Gasfernversorgung in engem Zusammenhang; denn geht man davon aus, daß die Kohle möglichst vollständig in Gas verwandelt werden muß, um der Vergeudung von Heizwerten vorzubeugen und die Nebenprodukte: Teer, Ammoniak, Zyan usw., restlos zu gewinnen, und berücksichtigt man weiter, daß diese Vergasung rationell nur an den Gewinnungsstätten der Kohle vorgenommen werden kann, so muß auch für den Absatz des erzeugten Gases gesorgt werden. Ein sehr erheblicher Teil wird, im Gasmotor oder in der Gasturbine verbrannt, in Elektrizität verwandelt werden, die dann in Fernkraftwerke verteilt wird; ein anderer Teil findet für metallurgische Zwecke in unmittelbarer Nachbarschaft der Kohlengruben Verwendung; der Rest aber (und es wird sich hier um ganz gewaltige Mengen handeln) muß zur Versorgung der Städte, industrieller Anlagen, die über das Land verstreut sind, auf größere Entfernungen fortgeleitet werden. Diese Fernleitung von Gas macht aber nicht unbedeutende technische Schwierigkeiten, wenn man berücksichtigt, daß das Gas stark verdichtet werden muß, will man nicht zu sehr weiten und damit zugleich sehr kostspieligen Leitungen seine Zuflucht nehmen. Es ist deshalb von Interesse einen Überblick über die gegenwärtigen Leistungen der Gasfernversorgung zu erhalten.

In Amerika entstanden schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Gasfernleitungen, die das in den Erdölfeldern reichlich auftretende Naturgas über große Entfernungen verteilen. So wird auch heute noch Chicago durch eine 200 Kilometer lange Hochdruckleitung mit Gas aus den Kokomölfeldern durch 2 Stahlrohrleitungen versorgt, von denen jede bei einem Druck von 6 bis 8 Atmosphären zirka 20 000 Kubikmeter Gas in der Stunde fördert. Die erste Ferngasleitung in Europa entstand in der Schweiz bei Sankt Margarethen. Im Gegensatz zu dem amerikanischen System beträgt der Druck in den Gasleitungen aber nur zirka 0,6 Atmosphären, dafür aber wird mit kleinen Ausgleichsbehältern gearbeitet. In analoger Weise wird in Deutschland vorgegangen. Das erste deutsche Ferngaswerk entstand zur Versorgung von Barmen mit Koks-Ofengas von der Zeche Deutscher Kaiser aus auf eine Entfernung von 50 Kilometer. Die Fernleitung hat im Anfang

einen Durchmesser von 500 Millimeter, in der 2. Hälfte einen solchen von 400 Millimeter. Der Gasdruck in der Leitung beträgt rund 0,5 Atmosphären. Dem Beispiel Barmens ist eine ganze Reihe rheinischer und westfälischer Städte gefolgt, so daß heute zirka 70 Städte ihre eigene Leuchtgas erzeugung eingestellt haben und Zechengas beziehen. Im Jahr 1916-1917 wurden an diese Städte rund 187,5 Millionen Kubikmeter Gas geliefert. Dementsprechend hat die Gaserzeugung auf den Zechen im Lauf der Jahre eine gewaltige Steigerung erfahren. Während sie im Jahr 1903 erst 1,3 Millionen Kubikmeter betragen hatte, ist sie im Jahr 1914 auf 150,3 Millionen Kubikmeter angestiegen und hat während des Krieges eine beträchtliche weitere Steigerung erfahren. Die Städte sind hierbei von den Unzuträglichkeiten bei der direkten Kohlenbeschaffung verschont geblieben und haben auch beträchtlichen finanziellen Nutzen gehabt. Diese Erfolge werden dem weiteren Ausbau der Ferngasversorgung Vorschub leisten und ihrerseits dazu beitragen das Problem der vollständigen Kohlenvergasung nicht mehr von der Bildfläche verschwinden zu lassen.

**Brennstoffversuchsstation** In England noch mehr als bei uns wird die Lösung der Aufgabe akut mit den vorhandenen Kohlenvorräten haushälterischer umzugehen als bisher, da die englischen Kohlengruben in etwa 200 Jahren erschöpft sein müssen, wenn mit der gegenwärtig üblichen Kohlenverschwendung fortgefahren wird. Es ist deshalb mit Unterstützung der britischen Regierung in London ein großes Werk in der Errichtung begriffen, das die Aufgabe hat die rationelle Verwendung der Brennstoffe systematisch zu untersuchen. Nach dem offiziellen Bericht lassen sich die auszuführenden Untersuchungen in 2 Hauptgruppen teilen: 1. Aufstellung einer Übersicht über die einzelnen englischen Kohlenflöze auf Grund von chemischen und physikalischen Laboratoriumsuntersuchungen; 2. Untersuchung derjenigen technischen Fragen, die den Ersatz der heutzutage meist verfeuerten Rohkohlen durch Erzeugnisse der Kohlendestillation betreffen. Im Anschluß an die 2. Gruppe ist eine Reihe von Fragen systematisch zu studieren, die folgende Punkte betreffen: Ersatz von 35 bis 40 Millionen Tonnen Rohkohle, die jährlich als Haus- und Industriebrennstoff dienen, durch rauchlose Verbren-

nung der festen oder gasförmigen Produkte der Kohlendestillation; die Erzeugung einer genügenden Menge Marineheizöls; Erzeugung von Leuchtgas nach billigeren und bequemeren Methoden als den gegenwärtig üblichen; Erzeugung von billiger elektrischer Energie durch Destillation oder Vergasung der zur Dampferzeugung verwandten Kohlen; die wirtschaftliche Verwertung der Torfmoore Englands; die Förderung der Verwendung von gasförmigen Brennstoffen durch die Entwicklung wissenschaftlicher Methoden bei der Verbrennung in Öfen der metallurgischen, keramischen und chemischen Industrie.

Grundlegend für alle neuen Probleme der Kohlendestillation ist, daß für alle erzeugten Stoffe genügender Absatz geschaffen wird. So würde beispielsweise die Marine zwar alles Heizöl, das aus der Tieftemperaturdestillation von 10 Millionen Tonnen Kohlen gewonnen wird, aufnehmen, aber es würde unter Umständen schwer werden die abfallenden 75 % Koks abzusetzen. Um den Absatz von Koks zu fördern, ist daher zu untersuchen: die Verwendung von Koks für die Feuerung von Dampfkesseln; die Vergasung des Kokses in Generatoren zur Herstellung heizbarer Gase unter gleichzeitiger Gewinnung von Stickstoffverbindungen; die Verwendungsmöglichkeit des Kokses für Industrie und Haushalt, sei es in seiner ursprünglichen Form oder in Gestalt von Koksbricketts. Hierbei treten sofort weitere technische Fragen auf, die bisher noch durchaus nicht einwandfrei gelöst sind, so die Frage nach einer neuen, zweckmäßigen Generatorform, und weiter die Frage nach der geeignetsten Dampfkesselform, unter dem sich heizarme Gase von etwa 1150 Wärmeeinheiten ebenso wirtschaftlich verfeuern lassen wie die Kohle. Trotz den großen Fortschritten, die die Gasheizung in den letzten Jahren gemacht hat, ist man von der endgültigen Lösung der Frage doch noch ziemlich weit entfernt.

Ebenso ist die Frage der Elektrizitätserzeugung nach vorheriger Vergasung der Kohle nach allen Richtungen systematisch zu studieren; denn wenn auch die allgemeine Ansicht dahin geht, daß hierbei eine wesentliche Verbilligung eintritt, so wird die Berechtigung der aufgemachten Rentabilitätsrechnungen von einzelnen Autoritäten doch bestritten. Wie man sieht, sollen die verschiedenen Probleme, die bei der Verwendung und

Verwertung der Brennstoffe auftauchen, sowohl in wissenschaftlich technischer Hinsicht als auch in Hinsicht der Wirtschaftlichkeit, so sorgfältig studiert werden, daß hierfür nur eine groß angelegte und mit Staatsmitteln geförderte Anstalt in Betracht kommen kann.

**Elektrizität aus Nach Elektrotechnik und Leuchtgas Maschinenbau hat A.**

Reed eine galvanische Zelle gebaut, in der Elektrizität durch die Oxydation von Leuchtgas erzeugt wird. In dem aus geschmolzenen Borax bestehenden Elektrolyten wird das Oxyd eines Metalls gelöst, das mehrere Oxydationsstufen zu bilden vermag, zum Beispiel ein Manganoxyd. Wenn Lösungen zweier verschiedener Oxide einander berühren, so entsteht ein Potentialunterschied. Taucht man in jede Lösung eine Elektrode ein, so fließt in dem sie verbindenden Leiter so lange ein elektrischer Strom, als der Unterschied der beiden Oxydationsstufen beider Lösungen aufrechterhalten bleibt. Mit Platinelektroden und Manganoxyd in der Lösung erhielt man eine elektromotorische Kraft von 1 Volt und eine Stromstärke von 15 Ampere für 928 Quadratzentimeter aktive Oberfläche. Die ständige Reduktion des Oxyds tritt durch das ununterbrochen in die Zelle einströmende Leuchtgas ein, dessen Verbrennungswärme so direkt in elektrische Energie umgewandelt wird. Über den Nutzeffekt der Einrichtung sagt die Quelle allerdings nichts aus; er dürfte nicht sehr groß sein. Immerhin handelt es sich um vielversprechende Versuche in der Richtung einer direkten Umsetzung von Wärme in Elektrizität.

**Flammen-  
elektrometer**

Br. Thieme wies in der physikalischen Zeitschrift darauf hin, daß sich eine einfache Kerzenflamme mit Erfolg als physikalischer Apparat verwenden lasse. Werden zum Beispiel 2 blanke, horizontale Leiter von 2 Millimeter Stärke im Abstand von 4,5 Zentimeter so in eine Kerzenflamme eingebracht, daß der untere Draht ein wenig über den blauen Flammenkegel zu liegen kommt, so zeigt die Vorrichtung Ströme bis zu  $\frac{1}{100}$  bis 1000 Ampere durch ruckweise Formveränderung der Flamme an, und sie ist bis zu Spannungen nahe dem Funkendurchschlag brauchbar. Hier kann also die Flamme als zuverlässiges und sicheres Galvanoskop besonders bei spannungsführenden Leitungen benutzt werden. In

anderen Fällen wird die Rußabscheidung einer Flamme unter dem Einfluß elektrischer Spannung benutzt. Bei Gleichstrom scheidet sich Ruß nur am negativen Pol ab; die Flamme kann also als Polsucher dienen. Bei Wechselstrom tritt Rußabscheidung alternierend, und zwar entsprechend der Frequenz, an beiden Polen ein; unter Zuhilfenahme eines Stroboskops oder eines rotierenden Spiegels kann die Flamme also auch als Frequenzmesser benutzt werden. Schließlich läßt sie sich auch dazu verwenden die Reinheit eines Gleichstroms zu untersuchen. Bei Akkumulatorenstrom zum Beispiel scheidet sich Ruß ausschließlich am negativen Pol ab; bei Maschinenstrom dagegen wird, je nach dessen Reinheit, weniger oder mehr Ruß auch am positiven Pol abgeschieden. Schließlich läßt sich die Flamme auch als Detektor für elektrische Schwingungen verwenden.

**Kurze Chronik** In der Nähe des Bades Lipik /Kroatien/ sind in der Tiefe von 345 Meter ungeheure Mengen von Erdgas erbohrt worden. Die Menge des ausströmenden Gases beträgt eine Million Kubikmeter täglich. ◊ In Schweden wurde ein Unternehmen gegründet, das Seetang verwerten will. Die erste Fabrik befindet sich in Varberg; sie rechnet vorerst mit einem Jahresverbrauch von 1000 Tonnen lufttrockenen Tang, aus dem sie unter anderm 20 000 Kubikmeter Gas herstellen wird, das einen Gasmotor der Fabrik antreibt. Außer dem Gas werden Kohlen, Destillationsprodukte, wie Essigsäure, Methylalkohol, Ameisensäure, ferner Natriumsulfat, Kaliumsulfat, sowie Jod- und Bromsalze, endlich auch Karbolteer gewonnen. Der Wert der Erzeugnisse wird auf jährlich 300 000 Mark geschätzt. Eine zweite Fabrik wird binnen kurzem in Schonen in Betrieb genommen werden. ◊ Kara Bramson berichtete vor der Pariser Akademie der Wissenschaften über ihre Versuche Papier aus Laub herzustellen. Zur Verwendung kommen im wesentlichen nur die Blattrippen, während der übrige in Pulverform abfallende Stoff nach trockener Destillation in Brikettform als Brennstoff oder auch als Futtermittel Verwendung finden kann. Aus 1000 Kilo Laub sollen 250 Kilo Papierstoff, 200 Kilo Kohlenpulver oder 500 Kilo Futtermittel, 30 Kilo Teer und 1,6 Kilo andere chemische Nebenprodukte gewonnen wer-

den. ◊ In Schweden wird gegenwärtig Sulfitspiritus in 5 Fabriken erzeugt, die jährlich etwa 4 Millionen Liter herstellen können. Bis 1919 sollen noch weitere 11 Fabriken hinzukommen, deren Erzeugung 11,9 Millionen Liter betragen wird. ◊ An der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten ist kürzlich ein Eisenbetonschiff von 7900 Bruttoregistertonnen wohlbehalten vom Stapel gelaufen. ◊ Die Amalgamated Machinery Corporation baute 2 Metallhobelmaschinen von sehr großen Abmessungen, deren Bett aus einem großen Eisenbetonblock besteht. ◊ In Frankreich ist nahe Caen /Normandie/ ein neues Stahlwerk in Betrieb genommen worden. Die Gesamtanlage vermag 450 000 Tonnen Gußeisen jährlich herauszubringen; die Stahlerzeugung soll sich auf 275 000 Tonnen Bessemerstahl und 125 000 Tonnen Siemens-Martin-Stahl belaufen können. ◊ In Norwegen sind während der Jahre 1905 bis 1915 insgesamt 860 000 Pferdestärken an Wasserkraften ausgebaut worden. ◊ Der Fabrikbesitzer Eduard Staffel in Witzhausen hat an der Technischen Hochschule zu Darmstadt eine Stiftung von 10 000 Mark errichtet, deren Zinsen zur Unterstützung bedürftiger Studierender des Papieringenieurwesens bestimmt sind. ◊ Zur Errichtung eines Lehrstuhls für Flugkunst an der Londoner Technischen Hochschule hat Sir Basil Zahnroff der Regierung 500 000 Mark zur Verfügung gestellt. Er hat bereits an den Universitäten von Paris und Petersburg Lehrstühle für Flugkunst begründet. ◊ Der Dozent für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Waldemar Petersen ist als Nachfolger Erasmus Kittlers dort Ordinarius geworden. ◊ Am 1. Juni hat der Verband deutscher Elektrotechniker sein 25jähriges Jubiläum begangen.

Literatur Unter dem Titel Eisenhütte ist eine Monographie erschienen, deren volkswirtschaftlichen Teil Oskar Stillich, deren technischen Teil H. Stuedel bearbeitet hat /Leipzig, R. Voigtländer/. Das Werk ist zwar bereits vor längerer Zeit erschienen; aber gerade jetzt, während des Weltkriegs, dürfte es in weitesten Kreisen wieder Interesse erregen. Der Krieg von heute ist ein

Krieg der Maschinen. Kohle und Eisen gaben ihm seine besondere Signatur. Und andererseits ist die auf der Industrie von Kohle und Eisen aufgebaute wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands die eigentliche Ursache dieses kapitalistischen Krieges. Um zu einem eindringenden Verständnis der inneren treibenden Kräfte zu gelangen, die diesen ungeheuren Weltbrand ausgelöst haben, muß man deshalb auch über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der beiden Hand in Hand arbeitenden Industriezweige: Gewinnung und Verwertung von Kohle (siehe die im gleichen Verlag veröffentlichte Monographie Das Kohlenbergwerk von Oskar Stillich und Arthur Gerke) und Eisen, orientiert sein. Zu dieser Orientierung eignet sich das vorliegende Werk ganz vortrefflich. Der volkswirtschaftliche Teil zeugt von gründlicher Beherrschung des Stoffes, was nicht überraschen kann, da der Verfasser bereits eine Reihe wertvoller Monographien über einzelne größere Eisenwerke bearbeitet hat. Das reiche Zahlenmaterial ist geschickt gruppiert und in instruktiver Weise verwertet. Der Text ist flüssig und anregend geschrieben. Ohne überschwängliche Redensarten und ganz ohne Superlative bringt er das Großartige, das in der Entwicklung der Eisenindustrie nun einmal vorhanden ist, zu eindrucksvoller Darstellung. Auch der Bearbeiter des rein technischen Teils ist seiner Aufgabe voll gerecht geworden. Er gibt seine Ausführungen zwar nur als »Erläuterungen zu den Abbildungen«; in Wirklichkeit steckt aber viel mehr dahinter. Denn ein anderes ist es zu zufällig sich darbietenden Klischees einen erläuternden Text zu schreiben, wie das leider jetzt in unseren illustrierten Zeitschriften üblich geworden ist, und ein anderes ist es die zu behandelnden Gegenstände kritisch auszuwählen und sie dann so abbilden zu lassen, daß sie das Dargestellte wirklich veranschaulichen. Diesen Weg hat H. Stuedel gewählt, und als Ergebnis erhielten wir einen lehrreichen Leitfaden der Eisenindustrie, in dem sich der Leser rasch über die wichtigsten Gebiete der Eisenhüttenkunde und der Eisenbearbeitung informieren kann. Die Abbildungen, meist von photographischen Aufnahmen von Max Steckel, sind von außergewöhnlicher Schönheit und durchsichtiger Klarheit.





